



*Die deutschen Frauen in den  
Befreiungskriegen*

Fanny Arndt

logr. C.

10 n

<36616436510010

<36616436510010

Bayer. Staatsbibliothek 





*Prinzessin Wilhelme von Preussen  
geb. Prinz. Marianne von Hessen.*

Die  
Deutschen Frauen

in den  
Befreiungskriegen.

Von  
F. Arndt.

~~~~~  
Mit einem Portrait der Prinzessin Wilhelm von Preußen.  
~~~~~

Halle,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

—  
1867.

Arndt  
Dt. Frauen  
in den  
Befreiungskriegen  
Halle

0 62-1

1875

# Inhalt.

Capitel	Seite
I. Grundlagen . . . . .	1
II. Königin Louise . . . . .	31
III. Prinzessin Wilhelm von Preußen . . . . .	74
IV. Fürstin Louise Radziwiłł . . . . .	131
V. Elise von Ahlefeldt die Gattin Lüchow's . . . . .	164
VI. Eleonore Procházka . . . . .	173
VII. Sophia Dorothea Krüger . . . . .	194
VIII. Johanna Stegen . . . . .	219
IX. Maria Werder . . . . .	246
X. Kämpferinnen aus Ost und West . . . . .	257
XI. Die kriegerische Mutter . . . . .	267
XII. Heldinnen in friedlicher Thätigkeit . . . . .	275
XIII. Geistreich thätige Frauen . . . . .	290
XIV. Der Louise = Orden . . . . .	307





Statistik  
MÜNCHEN



## Kapitel I.

# Grundlagen.

Was im Frieden still oder regelmäßig schafft, wird durch den Krieg zu rascher Sammlung und Steigerung aller Kraft getrieben. Die zarte Erwägung, die Rücksicht auf das Einzelne hört auf; der energische Sinn für das Ganze, die unerschrockene That beginnt. Das ist nicht Zeit und Boden für weibliches Handeln.

Aber wenn auch der Krieg den schönen Satz des Friedens, für Alle zu leben, in die ernsteste Todesbereitschaft für Alle umzukehren scheint, so hebt er doch nicht die Menschlichkeit auf, welche im Frieden nur ungehinderter walten darf, ist nicht der volle Gegensatz zu ihm, sondern eine gewaltige Anspannung aller der Gemeinpflichten, welche die Menschen einander verknüpfen; und wenn dem beherzten Mann und dem, welcher ein treues Herz hat, der letzte Sieg gehören wird: so findet in solchen Ausnahmeständen auch die Frau mit der herrlichen Macht ihres Gemüthes eine natürliche Stelle.

Nicht als ob sie die Waffe ergreifen sollte: der Kriegsberuf gehört dem Manne. Zwar hat die Weltgeschichte ihre Heldinnen: aber sie stehen gleichsam als

herabgestiegene Göttinnen im Hellsdunkel der Sage oder sie übernehmen die Aufgabe der Männer, wenn diese auf den Thronen oder in den Schlachten fehlten, oder wenn wie in Spanien, in Tyrol, im neuen Griechenland eine fremde Macht das geschäftige Stillleben am häuslichen Herde versagte. Solche Heldengestalten stehen vereinzelt. Was auf den folgenden Blättern erzählt werden soll, gilt einem allgemeinen weiblichen Heldenthum, das vorzugsweise mit den unblutigen Waffen des Friedens siegte; dem aber in seiner kühnsten Steigerung auch die Kämpferinnen des Schlachtfeldes nicht fehlten den Frauen der deutschen Befreiungskriege. Hier trat zum ersten Male eine volle, wirkungsreiche Begeisterung für die Aufgabe des Vaterlandes und seines Herrschers in allen Kreisen der deutschen Frauenwelt hervor; wie sie die sagenhafte oder geschichtliche Ueberlieferung bisher nur von einzelnen Gestalten zu berichten wußte.

Bedeutende Momente mußten eine so weitgreifende weibliche Theilnahme an den gewaltigsten öffentlichen Dingen erzeugt haben: der einfache volksthümliche Gegensatz des Deutschen zum Französischen genügt kaum; es kam ein mächtiges sittliches Interesse hinzu.

Das Französische hatte die deutsche Bildung lange genug beherrscht. Noch im Eingange unseres Jahrhunderts waren ihr insonderheit die höhern Stände unterthan in Sitte und Wissen, ohne zu empfinden, daß

mittlerweile für das Seelenleben des bewußten Theils des Volkes durch die große deutsche Litteraturbewegung eine Befreiung von Frankreich und ein sich schärfender Gegensatz zu ihm geschaffen war. Das Gefühl eines nationalen oder auch nur politischen Gegensatzes zu dem Lande, das ehemals der Sitz der herrschenden Bildung nun der Ausgangspunkt allgemeiner politischer Bewegung war, ergriff nur erst einzelne Kreise, so orientierend auch Friedrich des Großen Siegeszüge gewirkt hatten: das klare Gefühl für ein deutsches Vaterland ist erst das nicht ganz sichere Ergebnis harter gemeinsamer Schicksale und einer zähen Theorie gewesen. Aber die napoleonischen Kriege mußten die deutschen Herzen in die tiefste Feindschaft zu Frankreich setzen.

Die lange Reihe von Kämpfen begann in einer Zeit, wo Frankreich noch nicht versucht hatte, sich von den unsittlichen Ueberlieferungen des Zeitalters Ludwig XIV. und XV. zu befreien, und so traten seine siegreichen Heere nicht zugleich als Träger einer neuen sittlichen Aera in Deutschland ein. Scharfen Blickes, wie ihr Führer war, richtete Napoleon seine nachhaltigste Kraft gegen Preußen, in welchem die Energie des norddeutschen klaren Selbstbewußtseins zum kenntlichsten Ausdrucke gekommen war und noch mehr wieder kommen sollte; die unglückliche Schlacht von Jena und der Friede zu Tilsit brachten das gedemüthigte Königreich vollständig unter das Joch der Fremdherrschaft. Fast allenthalben waren die Fran-

zosen Herren, nicht allein mit der lasciven Freiheit der Unfittlichkeit, sondern auch mit dem ganzen Uebermuth des Siegers. Die königliche Familie, in welcher Preußen und ganz Deutschland eben zum ersten Male wieder das herrliche Muster eines ehrbaren Haushaltes hatten bewundern lernen, war vor den so anders gearteten Feinden in den äußersten Winkel des Reichs entwichen, mit den entbehrenden Unterthanen selbst entbehrend. Der frühere Wohlstand des Volkes schwand rasch unter der Last der Kriegscontributionen und Einquartierungen; die Verzweiflung und das Gefühl allgemeiner Unsicherheit lockerten die Bande der Sittlichkeit, wie auf der andern Seite die ernstern Gemüther nach festem Halt suchten, der in den thatsächlich gegebenen Verhältnissen nicht mehr zu finden war.

Die politische und materielle Lage des Vaterlandes ward zu einer sittlichen Frage, was schon der Name des „Tugendbundes“ einfach bezeichnete. In einer bedeutenden Weise beschäftigten sittlich-staatliche Fragen die ersten Männer dieser Epoche. Nicht allein, daß alles, was Sneyenau und Scharnhorst Militärisches erfannen, im engsten Zusammenhange mit solchen allgemeinen Momenten stand; sondern hier lagen auch die edelsten Interessen von Männern wie Fichte, Schleiermacher, Arndt, Niebuhr, Steffens, Wilhelm von Humboldt.

Indeß aber die Männer eine gute Weile thatenlos, ja fast waffenlos ausharren mußten, konnte solche

Lage der Dinge die Frauenwelt nicht unberührt lassen. Schon unmittelbar war sie von der Fremdherrschaft betroffen. „Es war kein Mann, kein Weib, keine Familie im ganzen Lande, die nicht schwere Unbill erlitten. Jeder hatte persönliche Beleidigungen zu rächen, bittere Verluste zu beklagen. Manche waren gemißhandelt, Viele beraubt worden. Noch tiefer war gefühlt worden, was die Frivolität des Feindes in den Familien verschuldet, die man außer Stande gewesen zu rächen.“\*) Das kräftigste sittliche Gefühl, welches sich grade aus dem Widerstreit verständiger Aufklärung und affectierter Kirchlichkeit herausgebildet hatte, mußte in den Frauenherzen lebendig werden, und wie Patriotismus und Sittlichkeit sehr natürlich als engverwandte Begriffe gelten, so mußten die Frauenwelt sich unmittelbar zur Theilnahme an den vaterländischen Dingen getrieben sehen. Sie fand ihre eigentliche Repräsentantin in der Königin Louise, welche das ganze Leid politischer Demüthigung und sittlicher Kränkung, die reichliche Noth des Staates und des Gemüthes an sich hatte erdulden müssen. An ihrer hehren Gestalt nährte sich die Begeisterung der Frauen und Jünglinge, und als sie der Tod in Jugendschönheit aber auch mitten in der Sorge dahinraffte, erhielt die Liebe des Volkes neue Nahrung. Aber auch sein Haß gegen den fremden

---

\*) Beizke, Geschichte der Freiheitskriege I, 141.

Herrlicher. Die heimgegangene Königin schien als Vermächtniß jedem Einzelnen, zumal jeder Frau einen Antheil an der Arbeit und dem Dulden für das Vaterland zurückgelassen zu haben.

Und die Dinge gestalteten sich so, daß das Andenken der hohen Frau thatsächlich geehrt werden konnte. Es scheint, daß Preußen und Niederdeutschland natürlich hierbei eine hervorragende Stellung einnehmen mußte: vielleicht, daß Norden und Süden in nationalen Dingen einen verschiedenen Beruf haben; die Frauen des Südens haben unserm großen Vaterlande seine Dichter, die des Norden seine Helden gegeben und gebildet. In den gegebenen Verhältnissen lag es, nachdem Napoleon Oesterreich durch einen fast frivolen Ehebund mit der Tochter seines Kaisers und die Südstaaten durch eitle Titel an sich gefesselt hatte, daß Preußen am frühesten zu vollem Bewußtsein erwachen mußte.

In Rußland hatte ein furchtbares Verhängniß sich erfüllt; die große Armee, welche Riesenaufgaben lösen sollte, war vernichtet, und der stolze, sichere Kaiser, anstatt als Sieger nach Osten zu ziehen, gleich einem Flüchtigen bei Nacht und Nebel nach Frankreich zurückgeeilt. Hier war es, daß die Betrachtung seines Schicksals ihn wiederholt den bitteren Satz aussprechen ließ, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt sei. Vor allem Norddeutschland sah in dem Rückzuge der großen Armee unmittelbar ein Gottesgericht, nicht

nur ein militärisches Ereigniß. Da oder niemals schlug für Preußen die Stunde der Erlösung.

Der König rief sein Volk zu den Waffen, und die ganze Nation stand auf, ohne Unterschied des Standes, ja beinahe — ohne Unterschied des Geschlechts. Preußen bedurfte aber zu seiner Befreiung nicht allein wehrhafter Männer, es bedurfte der Kräftigung und Stählung der zum Theil verzweifelten Herzen und der Mittel um diese Männer wehrhaft zu machen. Die königlichen Kassen waren leer, das Land mußte alle neu zu errichtenden Truppen bekleiden und verpflegen; es gab jedoch viele Distrikte, die durch die französische Einquartierung und die Durchzüge nach Rußland so gelitten, daß sie keine neue Lasten zu tragen vermochten. In dieser allgemeinen Noth mußten freiwillige Beiträge und Selbsthilfe eintreten. Der König hatte gesagt: „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden.“ Und so erschien am 1. April folgender Aufruf in den Zeitungen: „Aufruf der königlichen Princessinnen an die Frauen im preussischen Staate:

„Das Vaterland ist in Gefahr! so sprach der König zu seinen getreuen, ihn liebenden Unterthanen und alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien, Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter und diese, voll edlen Gefühls, unterdrücken die heilige Mutter-



thräne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit. Die Flamme, die in den Busen eines Jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen: der Frauen-Verein zum Wohle des Vaterlandes. Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmüthigen Frauen und Töchter jeden Standes mit uns dazu beitragen, daß Hülfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe, in welchem der Friede seine Segnungen ausströmen könne.

„Nicht bloß baares Geld wird unser Verein als Opfer dargebracht annehmen, sondern jede entbehrliche werthvolle Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohrs, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand, gesponnene Wolle und Garn angenommen und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Stoffe als Opfer angesehen werden. Solche Gaben, Geschenke und Leistungen geben fortan das Recht, sich „Theilgenossen.

des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“ zu nennen.

„Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen uns in den Stand gesetzt noch mehr zu thun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wieder gegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllet werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hülfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe.“

Marianne, Princessin Wilhelm von Preußen.

Wilhelmine, Princessin von Dranien.

Auguste, Kurprinzessin von Hessen.

Wilhelmine, verwittwete Princessin von Dranien.

Princessin Ferdinand von Preußen.

Louise, Princessin von Preußen. Radziwill.

Caroline, Princessin von Hessen.

Marie, Princessin von Hessen.

Berlin, den 23. März 1813.

Und Alles drängte sich zu geben, das Liebste ward geopfert, theure Andenken, der letzte Sparpfennig. In den damaligen Berliner und Breslauer Zeitungen befindet sich unter der Ueberschrift: „Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeit“ eine lange Reihe freiwilliger Beisteuern,

unter denen grade die des weiblichen Geschlechts eine bedeutungsvolle Stelle einnehmen. Ohne Unterschied der Stände, nachdem einmal an höchster Stelle das ermutigende Zeichen gegeben war, eilte man herbei die Noth des Vaterlandes zu heben und den Befreiungskrieg zu führen. Der Adel brachte den Schmuck seiner Damen. Mit der Beischrift: Gott segne unsern König und seine muthvollen Krieger! bot Frau von Alvensleben geb. von Freiberg zwei goldne Halsketten und ein Paar goldne Armbänder dar; v. P. D. S. eine Damenuhr: „Oft schon,“ schrieb die edle Geberin, „war ich in Versuchung dieses einzige Kleinod zu verkaufen, um dadurch ein oder das andere Bedürfniß zu befriedigen, allein ich verschob es, ahndend, daß ich es noch zu dem herrlichsten Gebrauch bestimmen würde.“

Der Bürgerstand achtete nichts zu hoch, daß er es jetzt nicht opferte, wenn er vielleicht auch mit Entbehrungen bis dahin Gold- und Silberfachen gerettet hatte; so kamen ein Paar goldne Ohrringe von einer Jungfrau mit folgender Zuschrift: „In dem Augenblicke, wo es gilt, für König und Vaterland handeln zu können, ist es schmerzhaft keine Reichthümer zu besitzen; so lege ich die geringe Gabe, die ich zu bieten vermag, auf des Vaterlandes heiligen Altar, begleitet von dem Wunsche, daß jede Tochter des preußischen Staats eilen möge, sich ihres entbehrlichen Puges zu berauben.“ Die Mutter eines seine Ersparnisse und kleinen Schmuck darbrin-

genden Kindes gab ein Gürtelschloß von Filigran mit Brillanten und eine Schnur Perlen; „Gott möge sie segnen.“ Und mit der einfachen Bezeichnung Wilhelmine eine andere unter Hinzufügung der Worte: „Mit dem Spruche: „Gebet dem Herrn, was Euch am liebsten ist! gebe auch ich, was mir das Theuerste und Liebste war, eine kleine goldne Uhr und einen Ducaten;“ eine Patriotin: Das Andenken ihres theuren Vaters, sechs silberne Köffel. Eine Dame, welche schon viele Opfer gebracht, hatte für die hülfbedürftigen Waisen des Leipziger Kreises ihren ganzen Schmuck, bestehend in einem reichen Halsband von Granaten mit goldnem Schloß, einem Paar Ohrringen und einem goldnen Medaillon mit Perlen und Diamanten bestimmt. Sie sollten in einer Lotterie ausgespielt werden.

Die Künstlerinnen stellten ihre Talente zur Verfügung; so unternahm die Sängerin Auguste Schmalz Kunststreifen, deren Ertrag sie zum großen Theil dem Vaterlande darbot; weniger Talent, aber gleiche Aufopferungsfähigkeit zeigte eine Frau, welche ihr Hausgeräth brachte mit den Worten: „Dem Vaterlande gebe ich mein letztes bißchen Armuth gern.“

Ja, sogar der damals für öffentliche Dinge noch weit trägere Bauernstand wurde von der Begeisterung ergriffen. Eine arme Bauerfrau brachte zwei Bund Heu und als sie sah, daß man ihre kleine Gabe nicht verachtete, eilte sie freudig nach Hause, zerschnitt ihr

Bettuch und brachte die Hälfte zum Verbinden der Verwundeten.

Alle Erwägungen der eigenen Lebensverhältnisse, alle besonderen Interessen schienen von der großen Frage des Vaterlandes zurückzutreten; kaum sollte das Herz noch persönliche Rechte besitzen. Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten war, sendete ihren Brautschmuck mit den Worten: „Gold und Schmuck dürfen für eine preussische Bürgerin keinen andern Werth haben, als den, es dem Vaterlande zum Opfer zu bringen.“ Hinter der jungen Frau stand die Braut nicht zurück, welche ihr goldnes Halsband (auf 75 Thaler taxirt) hingab mit den Worten: „Dies Halsband ist das Geschenk meines in den Krieg gezogenen Bräutigams. Ich habe das theuerste Andenken geopfert, welches ich besaß.“

Fast schien es, als ob insonderheit Wittwen in der entbehrungsvollen Einsamkeit ihres Seins am tiefsten die allgemeine Noth mitempfunden hätten und zu heben bestrebt gewesen wären; eine bedeutende Reihe von solchen Namen tritt in den öffentlichen Kundgebungen hervor. Eine junge Wittwe sendete eine goldne Kette ein, mit der Bitte ihren Namen nicht öffentlich zu nennen, „weil sie diese Kleinigkeit nur zu ihrer Freude, nicht aber zur Schau für Andere darbringe;“ die Wittwe D. B. 4 Thaler und ihren Trauring; eine unbemittelte Wittwe brachte gern ihr Liebstes dem Vaterlande zum

Opfer dar, zwei goldne Trauringe. Von einer un-  
 mittelsten Wittwe, die gern mehr gäbe, zehn Thaler;  
 von der Wittwe Abraham 81 Stück Tornister; zwei  
 Paar wollenen Socken „das letzte Bißchen Armuth“  
 einer alten Soldatenwittwe. Eine alte Frau brachte  
 vier Brode zum Bülow'schen Corps mit der ausdrück-  
 lichen Bestimmung, daß sie nur an vier gemeine Sol-  
 daten ausgetheilt werden sollten. „Ich habe,“ sagte sie,  
 „nur vier blanke Viergroshenstücke im Vermögen; dieses  
 Wittwenschärfelein habe ich in die Brode hineingebacken,  
 damit der arme Soldat zugleich ein Paar Groschen  
 zum frischen Trunk finde.“ Die Kaufmannswittwe  
 Willert in Breslau schenkte dem dortigen Frauenverein  
 ein Haus zur Verpflegungsanstalt für die Waisen geblie-  
 bener Vaterlandsvertheidiger. Eine Wittwe, die von  
 Handarbeiten lebte, equipierte ihren einzigen Sohn. Von  
 einer armen Wittwe für arme Krieger, ein neues Hemd  
 ein Paar goldne Ohrringe, drei goldne Ringe, ein sil-  
 berneß Schloß und eine kleine Verlocke.

Die Armen gaben ihre Sparpfennige; so kam von  
 Marie Bran der Betrag ihrer ganzen Sparbüchse mit  
 zehn Thalern. Zehn Thaler kamen von einer armen  
 Frau zu einem Ueberrock eripart mit der Bemerkung:  
 „die Jäger brauchen es nothwendiger als ich.“

Auch die Dienstboten empfanden thätige Theilnahme  
 als ihre Pflicht. Zwar litten sie selbst nicht wenig in  
 der allgemeinen Noth. So verabschiedete eine Frau ihr

Dienstmädchen und verrichtete die Arbeit selbst, um den ersparten Lohn dem Vaterlande geben zu können. Aber auch aus solchem Kreise finden wir Opfergaben verzeichnet: Von drei patriotischen Dienstmädchen ein silberner Becher, ein dergleichen Nadelbüchse, sieben Medaillon und 25 Thaler. Von der Köchin Marie Schmidt zwei Thaler. Die Königsberger Dienstmädchen gaben vier Laubthaler mit der Bemerkung: „Auch wir Königsberger Dienstmädchen tragen ein deutsches Herz im Busen, das für Nothleidende schlägt und besonders für diejenigen Krieger, die für unsere Freiheit geblutet haben.“

Kleine Schulmädchen werden Zeugen der das ganze Volk erfassenden Begeisterung. Amalie gab von ihrem Taschengelde einen Thaler, mit dem Wunsche, daß mehrere junge Mädchen ihrem Beispiele folgen mögen. Von einem zwölfjährigen Mädchen gez. E. erfolgten zwei silberne Medaillons und ihr monatliches Taschengeld von einen Thaler; von der kleinen Marie ein Thaler acht Groschen, welche ihr zu einer Wachsputze geschenkt waren. Veranlaßt durch das in der Berliner Zeitung vom 9. März aufgestellte Beispiel der kleinen Amalie hatten die Töchter Landsbergs an der Warthe von ihrem Taschengelde eingesandt 100 Thaler, 30 Thaler in Gold, 3 Laubthaler. „Einige kleine Mädchen,“ berichteten die Berliner Zeitungen, haben durch den in der Königsstraße Nr. 7 veranstalteten Verkauf selbst verfertigter Puppensachen 17 Thaler Courant gewonnen, welche

für die Verwundeten des Damenlazareths und des Gardelazareths verwandt werden sollen. Fünf junge Mädchen im Alter von 11—13 Jahren aus der Gedickschen Lehr-Anstalt erwarben durch feine Handarbeiten 77 Thaler, die sie zum Besten der Verwundeten dem Frauenverein überreichten.

Noch jetzt wirken ergreifend folgende Berichte über Opfer, welche von Mädchen und Frauen dargebracht wurden. In der Spenerschen Zeitung vom 31. Juli 1813 berichtete der von dem Staatskanzler von Hardenberg mit der Ein Sammlung und Vertheilung der patriotischen Beiträge beauftragte Hofrath Heun (Clauren):

„Als ich während meines Aufenthalts in Breslau das Aushebungsge schäft der unbemittelten freiwilligen Jäger besorgte, kamen einst mehrere junge Damen von dem Lande nach der Stadt. Sie hörten zufällig von der allgemeinen Bereitwilligkeit, mit der die Ausrüstung der freiwilligen Jäger unterstützt wurde. Eine jede gab, was sie nur irgend entbehren konnte, nur das arme Fräulein — Nanny — hatte nichts, gar nichts. Der Purpur der Unschuld, der ihre Wangen röthete, war ihr einziger Schmuck, die Thränen, die in diesem Augenblick über das bittere Gefühl der Armuth in ihren Augen glänzten, ihre einzigen Perlen.

„Ich werde auch Etwas geben,“ sagte sie endlich nach langem stillen Kampfe mit sich selbst, entfernte sich in ein Nebenzimmer, ließ ihr langes seidnes Haar ab-



schneiden, verkaufte es für zwei Thaler, kam mit dem leichten Lockenköpfchen geschmückt wieder in die Gesellschaft und legte mit fröhlicher Herzlichkeit den Ertrag ihres großen Opfers zu den gesammelten Beiträgen. Alle Umstehenden waren von dem herrlichen Zuge des deutschen, wahrhaft edlen Mädchens überrascht und in Bewunderung versunken.

„Unsern jungen Kriegern muß im Gesecht das Herz höher schlagen, denn wenn deutsche Minne dem Streitenden so zu opfern vermag, wie mag sie dem Sieger lohnen! Dieses Haar konnte ich <sup>nicht</sup> in den Händen des Käufers lassen, in diesen hätte es gedient zur Täuschung, ach! und es ist ja der Preis der köstlichsten Wahrheit. Durch die Vermittelung einer gütigen Freundin habe ich es wiedererhalten; sie kannte das Haar genau, denn in ihrem Hause hatte Fräulein Nanny das seltene Opfer gebracht. Ich habe daher Uhr-, Arm- und Halsbänder, Ringe, Schnüre zc. daraus verfertigen lassen; das Gold der eingesandten Trauringe — lauter Gaben der heiligen Treue — ist mit zu diesen Arbeiten verschmolzen worden, und so sind aus dem schönen Haar der liebreizenden Nanny und aus den Trauringen manch' ehrenwerthen Paares mehrere dieser Schmucksachen entstanden, die für gut gesinnte Menschen jeden Standes, Alters und Geschlechts zur Erinnerung an die Zeit des heiligen Krieges bleibenden Werth behalten werden, sie sind mit verschiednen passenden Devisen und mit der ewig

denkwürdigen Jahreszahl 1813 versehen und — um allen Verfälschungen vorzubeugen — mit dem preussischen Adler gestempelt. Der Herr Kaufmann Gerloff zu Berlin in der Breitenstraße Nr. 13 wohnhaft, hat sich dem Verkauf dieser Sachen gefälligst unterzogen.

Der Preis eines Uhrbandes ist: 3 Thlr. 16 Gr.

„ „ „ Halsbandes: 3 „ — „

„ „ „ Ringes: 1 „ — „

Unter Letzterem befinden sich mehrere, die durch ihre Devise: „Treue, Liebe, Hoffnung,“ sich zu Trauringen eignen.

„Der Ertrag dieses Verkaufes ist zum Besten unbestimmter, bleibender Freiwilligen bestimmt.“

Diese opferfreudige Jungfrau war Ferdinande von Schmettau, oder wie sie Heun nennt, Manth, die Tochter des Oberst a. D. früheren Commandeurs des 2. westpreussischen Infanterie-Regiments, von Schmettau, der mit 11 Kindern im Alter von 21—1 Jahren von 600 Thalern Pension lebte. Der Vater hatte seine Staatschabracke, die Mutter und die älteren Geschwister Ringe und Pretiosen auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt. Nur Ferdinande, damals 16 Jahr alt, hatte nichts zu geben. Darüber untröstlich, kam sie auf den Gedanken, ihr reiches schönes Haar, das man früher ihr öfter hatte abkaufen wollen, zu opfern. Die daraus gefertigten Bänder und Ringe brachten einen Erlös von 1200 Thalern.

Ein Aufruf in den Zeitungen, die goldnen Trauringe gegen eiserne mit der Inschrift:

Gold gab ich für Eisen 1813.

einzutauschen, hatte einen glänzenden Erfolg. Gleich am ersten Tage wurden mehrere hundert Trauringe dem Vaterlande mit Freuden dargebracht. Und die Zahl steigerte sich noch immer. Ein goldner Trauring ward mit folgender Zuschrift eingesandt: „Die Wittve eines 40jährigen treuen Dieners des Vaterlandes, der das hohe Glück genoß, sich der vorzüglichen Gnade Sr. Majestät des Königs erfreuen zu dürfen, giebt den Ring der Treue, den sie in der bangen Sterbestunde ihres Gatten gegen den ihrigen ausgewechselt, um lebenslänglich seiner seltenen Tugenden dabei eingedenk zu sein, in dieser Hinsicht für sie das Theuerste, was sie zu geben vermag, als ein kleines Scherflein für ihr geliebtes Vaterland, mit dem innigen und herzlichen Wunsch und der Bitte an ihre Mitschwestern, deren glücklichere Verhältnisse größere Gaben erlauben, sich die Freude nicht zu versagen, zu einem guten Zweck mitgewirkt zu haben.“

Zwei goldne Trauringe mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren, nichts blieb uns übrig, als unsre Trauringe, hier sind sie mit Freuden,“ bietet der Kupferschmidt Seeling und seine Frau dar. Eine unbemittelte Wittve bringt gern ihr Liebstes dem Vaterlande zum Opfer: zwei goldne Trauringe.

Sind schon diese einzelnen Gaben, welche uns durch zufällige Nachrichten bekannt geworden sind, charakteristisch für die gehobene Stimmung, so verdienen in einer Zeit, wo der Gedanke der Selbsthülfe noch nicht hatte ausgesprochen werden dürfen, die Anfänge planmäßiger Unternehmungen und Vereinigungen ganz besondere Aufmerksamkeit. Die Bossische Zeitung berichtete: „Mit den Kunstarbeiten, welche Hessische Damen zum Besten der verarmten und durch den Krieg verunglückten Hanauer gefertigt hatten, standen die Fräulein von Meyer und Mamsell Ries auf der Messe zu Cassel öffentlich in einer Bude zum Verkauf aus. Zwölf Jungfrauen in Stettin stickten selbst für die Landwehrmänner zwei Fahnen und viele Dienstmädchen in Stettin traten zusammen und schenkten dem Trompeter, der beim Einrücken der Preußen am 5. December zuerst die Stadt betrat, eine reich verzierte silberne Trompete. Frau von Erdmannsdorf geb. v. Rappard zu Liegnitz hatte, „weil der gute Wille des weiblichen Geschlechts, seine Theilnahme für König und Vaterland an den Tag zu legen, durch seine Bestimmung als Gattinnen und Mütter beschränkt ist,“ eine Aufforderung an ihre Mitschwwestern erlassen, die Bedürftigen aus den Jägerdetachements mit Hemden und Strümpfen zu versorgen. Sie eröffnete zu dem Ende vom 15. März an ein Näh- und Strick-Institut in ihrer Wohnung für diejenigen, die nicht zu Haus sich dieser Beschäftigung unterziehen konnten und hatte

Leinwand zu 24 Hemden und Wolle für 24 Paar Strümpfe als ihren Beitrag besorgt. Beizte sagt:\*) „Außer diesem Sinn der Frauen, das Liebste herzugeben, zeigten sie sich auch in unausgesetzter Thätigkeit für die gute Sache. Frauen und Mädchen aus allen Ständen, selbst aus den höchsten, nähten Montirungsstücke, Mäntel, Hosen, Hemden, zupften Wundfäden und strickten mit Emsigkeit für die Freiwilligen, und nicht wenige waren es, die, nicht im Stande wie andere, Geld und Kleinodien darzubringen, auf solche Weise durch ihrer Hände Arbeit dem Vaterlande den innigsten Tribut gezollt. Ohne den thatkräftigen Beistand der Frauen, hätte Alles nicht so schnell in's Werk gerichtet, später noch verstärkt und in Vollzähligkeit erhalten werden können.“

In kurzer Zeit bildeten sich sowohl in Berlin als in andern Städten eine Menge Vereine um gemeinsam noch besser als vereinzelt wirken zu können: ein Mädchenverein ungenannter Schwestern; Weiblicher Verein zur Verpflegung armer Familien; Stiller wohlthätiger Verein; Verein armer Dienstboten.

Ein Aufruf erschien\*\*)

„Das fortwährend zu erwartende Bedürfniß der Königlichen zu Felde ziehenden Armee an Hemden, leinenen Beinkleidern und wollenen Socken, veranlaßt eine

\*) Geschichte der Freiheitskriege. Th. I. S. 163.

\*\*\*) In den Berliner Zeitungen.

Gesellschaft von Frauen in der hiesigen Residenz für dessen Befriedigung, so viel sie es irgend vermögen, eifrig zu sorgen. Sie bringen Leinwand und Wolle zusammen und verarbeiten diese Materialien theils selbst, theils durch bedürftige Gehülfsinnen, denen sie dadurch einen Verdienst zuwenden. Welche von den geehrtesten Mitbürgerinnen an unserm Vereine Antheil nehmen wollen, belieben sich zu melden.“

(Folgen die Unterschriften.)

Der „Weibliche Wohlthätigkeits-Verein“ erließ am 13. Juli 1813 eine Ansprache: „Es schmachte eine Wittwe und Waise unserer gefallenen Krieger, keiner unserer ärmeren Brüder im Elende, es sei keiner ohne die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, keiner ohne Nachtlager, es neke kein Unglücklicher sein armjeliges Brod mit Thränen, ohne daß schon eine segnende Hand bereit sei, sie zu trocknen.“ Jede Dame dieses Vereins hielt ein Journal über sechs arme Familien, um sich zu überzeugen, wie die Hülfe Früchte brachte, jede suchte neue Vereinsgenossinnen anzuwerben.

Magdeburg's Frauen und Jungfrauen stifteten einen Verein, dessen Zweck war, für die Bedürfnisse der vaterländischen Krieger zu sorgen, je nachdem es den Kampffähigen und Gesunden an der nöthigen Bekleidung und Ernährung oder den Verwundeten und Kranken an Mitteln zur Heilung und Pflege fehlte. Aus den dreizehn Bezirken Magdeburgs hatten sie dreizehn Vorstehe-

rinnen gewählt, von denen sich jede 4—5 Gehülffinnen beordnete. Der Verein trat mit kleineren auf dem Lande in Verbindung.

Man dachte an die Erhaltung der Zurückgebliebenen. Frau von M. schrieb an ihren Bruder: „Da ich weiß, daß unter den treuen Bewohnern unserer Dörfer viele sein werden, die mit regem Eifer die Waffen ergreifen, zum Dienst für den geliebtesten König und das theure Vaterland, Manchen aber die Sorge drückt, wer sich der zurückbleibenden schwachen Eltern, ihrer Weiber und Kinder annehmen werde: so bitte ich diese braven, in's Feld rückenden Krieger deshalb ruhig zu sein, die Zurückgelassenen mit Rath und That zu unterstützen, mich sofort genau nach ihrer Lage erkundigen, die Kinder unter die Zahl meiner zu fleidenden Schutzzöglinge aufnehmen und mit den Eltern über die Art und Weise ihrer Unterstützung Abrede nehmen.“ Später stifteten die Frauen noch einen Verein zum Dank für Großbeeren und Dennewik.

Nicht allein legten die Frauen das Theuerste auf dem Altar des Vaterlandes nieder, sie pflegten auch die Verwundeten und Kranken mit der größten Aufopferung.

Caroline de la Motte Fouqué erließ einen Aufruf an deutliche Frauen und bildete einen Krankenpflegeverein. Fanny Formey stiftete einen Verein, der für die Bedürfnisse in den Lazarethten Sorge trug.

Mehrere Frauen errichteten selbst Lazarethe. Frau Welper legte eines in der alten Friedrichstraße, die Kirchenrätthin Meierotto ein anderes am Halle'schen Thor an und sie unterzogen sich mit der aufopferndsten Hingebung der Pflege der Kranken und Verwundeten.

Eine junge Gräfin Neale, die in Glanz und Reichtum groß geworden, pflegte die Kranken im Spital am Brandenburger Thor und scheute sich nicht vor dem Schmutz, der anfangs dort herrschte und der manche andere zurückhielt in jenem Spital wirksam zu sein.

Die Baronin von Budberg geb. von Sobbe zog sich bei der Pflege der Kranken im Lazareth in der Friedrichstraße durch Ansteckung ein Nervenfieber zu. Sie schwebte in großer Gefahr, ward aber gerettet. Da sie kaum genesen, ward die Schlacht bei Großbeeren geschlagen und ein neues Lazareth am Halle'schen Thor errichtet. Sie lieferte dazu Matratzen, Strümpfe, Charpie, ließ mehrere Wochen für das Lazareth in ihrem Hause kochen, während sie sich persönlich mit derselben Hingebung wie vordem der Pflege der Verwundeten und Kranken unterzog. Als ihr Gatte in der Schlacht bei Wavre schwer verwundet nach Düsseldorf gebracht wurde, eilte sie zu ihm. Doch nicht nur dem Gatten ließ sie ihre Pflege angeheißen; allen Verwundeten und Kranken, die sich dort befanden, leistete sie treuen Beistand.

Frau Amalie Beer (die Mutter Meyerbeers), die Bergrätthin Fauquignon, Frau Unger, Frau Reimer,



Frau Eben haben sich um die Pflege der Verwundeten und Kranken außerordentlich verdient gemacht. Allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens entgehend, die Sorge für ihre Familie und ihr Haus Fremden überlassend, ohne Furcht vor dem epidemischen Lazarethfieber, haben sie viele Monate hindurch sich ganz den Kranken und Verwundeten gewidmet.

Die Castellanin der Frau von Berg, Frau König wurde mitten in ihrer aufopfernden Thätigkeit von einem Lazarethfieber dahingerafft.

Franziska Klähr in Wien erhielt vom König von Preußen, als er sich zur Zeit des Congresses dort aufhielt, ein Dankagungsschreiben und eine goldne Denkmünze für die unermüdete thätige Sorgfalt, mit welcher sie die Verwundeten gepflegt.

Die Wittve des Töpfers Krackow wusch den Kranken ohne Vergütung die Wäsche über Nacht.

Die Hebamme Guthmann verband, als es noch an Chirurgen fehlte, die Verwundeten von Großbeeren.

Die Wittve Glasser trug mit ihrer Tochter Verwundete aus den Rähen nach dem Spital.

In Wien bildeten die Frauen v. Dietrichstein, v. Arnstein, v. Hirschstetten zc. einen Verein adliger Frauen zur Pflege der Verwundeten und zur Unterstützung hilfsbedürftiger Krieger, wie er bereits im Jahre 1809 bestanden.

Die Frauen und Jungfrauen Altenburgs haben mit der aufopferndsten Hingebung die Verwundeten gepflegt, die nach der Schlacht bei Leipzig in die Spitäler in Altenburg gebracht wurden. In Eisenach, berichtete die Feldzeitung „haben sich mehrere Bürgerfrauen um die Befreiung preußischer Gefangener rühmlich verdient gemacht, sie brachten ihnen in die Kirche, wo sie auf ihrem Transporte nach den ersten Tagen der Schlacht bei Leipzig eingesperrt waren, Abends Speise und Trank und steckten denen, die am jugendlichsten ausjahren und sich daher durch den Bart nicht verriethen, weibliche Kleidungsstücke zu, die Glücklichen kleideten sich hinter dem Altar schnell um und gingen mit ihren kühnen Retterinnen zur Kirche hinaus.“

- In den Todesanzeigen sprach sich ein Geist der Opferfreudigkeit und Selbstentsagung, würdig des heiligen Kampfes, aus. Eine Wittve zeigte den Tod ihres Sohnes mit den Worten an:

„Ich beklage ihn nicht, aber ich fühle, was ich verlor.“

Eine andere Wittve, Frau von Schierstedt geb. von Werder, kündigte den Tod ihres letzten Sohnes, der, wie seine Brüder, auf dem Schlachtfelde geblieben, an: „So sind sie denn alle dem Vaterlande gefallen, dem ich sie geboren hatte und dürfen noch im Tode mein Stolz sein — aber dennoch schweigt das Gefühl der Mutter nicht, die keinen Sohn mehr hat.“ —

Eine andere Todesanzeige lautete:

„Mein einziger Sohn, der Oberlandsgerichts-Referendarius Wilhelm Hüfner wurde am 2. Mai e. in seinem 24. Jahre in der Groß-Görschner Schlacht bei Pegau, welche er als Feldwebel beim Jäger-Detachement des Regiments Garde zu Fuß mitmachte, von einer Kugel getroffen und starb den Tod für's Vaterland. Groß ist mein Schmerz, aber tröstend ist es auch, das Kostlichste hinzugeben, um die heiligsten Güter der Menschheit, Freiheit und Sicherheit zu erringen.

Frankfurt a. d. D., den 24. Mai 1813.

Verwittwete Hüfner geb. Hoernig.

Einzelne sorgten im Voraus für Invaliden. Die beiden Geschwister F. hatten zur Equipirung eines Freiwilligen zu Fuß 75 Thaler geschenkt und außerdem demselben eine monatliche Zulage von 6 Thalern und im Falle er verkrüppelt zurückkehren sollte, eine lebenslängliche Pension zugesichert.

Wie aber das Edelste und Erhabendste durch niedrig gesinnte Menschen herabgezogen werden kann, davon legt ein Artikel in dem Russisch-Deutschen Volksboten von dem bekannten Schriftsteller Kozebue Zeugniß ab. Im 18. Stück dieses weder national Russischen noch Deutschen Blatts, herausgegeben von Herrn von Kozebue, befand sich ein Aufruf an edle Deutsche Mädchen zum Kampfe für's Vaterland von einem jungen Frauenzimmer und der Vorschlag

zur Errichtung eines Weiberregiments gegen die Franzosen. Im 28. Stück derselben Zeitschrift schrieb Herr von Kogebue: „Der Herausgeber saß vor einigen Tagen an seinem Schreibtisch, als ihm ein Damenbesuch angesagt wurde. Er sprang auf, ein junges Frauenzimmer trat herein. Er verbeugte sich und als er den Kopf wieder in die Höhe richtete, war noch eine hereingetreten. Er verbeugte sich abermals und erblickte nunmehr die dritte, der noch eine vierte und fünfte folgte, alle sehr anständig in Kleidung und Benehmen, alle von 18 — 20 Jahren. In nicht geringer Verlegenheit über einen so zahlreichen Damenbesuch, nöthigte der Herausgeber sie zum Sitzen und ersuchte, ihm die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung zu entdecken. Da nahm eine derselben das Wort, erklärend, sie hätten sämmtlich den Aufruf an Deutsche Mädchen gelesen, wären durch denselben begeistert worden, glaubten, die Ursache, daß bisher noch keine ernstlichen Folgen davon zu verspüren gewesen, liege blos darin, daß jede sich scheue die erste zu sein, darum hätten sie fünf sich verbunden diese Scheu zu überwinden und stellten sich hiermit als die ersten zum Kampf für's Vaterland. Wer aus den Wolken fiel, war natürlich der Herausgeber. Es befand sich unter den Fünfen eine sehr hübsche Blondine mit einem so sanften Gesichtchen, daß er nicht umhin konnte zu bemerken, sie wenigstens sehe gar nicht danach aus, als ob sie, ausgenommen durch ihre Augen, im Stande sei Unheil anzurichten; allein

grade diese war die Blutdürstigste von allen Fünfen, und versicherte, sie würde tapfer mit drein schlagen. Der Herausgeber nicht wissend, was er sonst zur Beförderung der Absichten dieser Damen beitragen könnte, las ihnen einen Brief vor, den er vor kurzem von einer Berlinerin erhalten, in welchem folgende Stelle vorkommt. „Die eigentliche Ursache, daß noch nichts Ernstliches geschehen, liegt wohl nicht in der Muthlosigkeit unseres Geschlechts, sondern hat ihren Grund darin, daß sich eine Jede fürchtet, die erste zu sein und als solche ihren Namen öffentlich bekannt zu machen und weil eine Einzelne ansteht, eine ebenso wichtige als zarte Sache zu übernehmen. Das beste und sicherste Mittel scheint wohl das: wenn diejenigen, welche sich zu der heiligen Sache berufen fühlten, ihre Adressen in irgend einer Expedition oder Comptoir versiegelt abgäben, da wird sich leicht eine finden, die den Muth hätte, die Anfangsbuchstaben ihres Namens bekannt zu machen und unter diesen die Adressen zu empfangen. So könnte eine schnelle und doch unbekannt bleibende Zusammenkunft stattfinden und das Ziel ohne Aufenthalt erreicht werden.“ — Diesem Vorschlage zufolge sagte der Herausgeber zu den fünf Damen, wenn eine unter ihnen sich entschließen wolle durch ihre Adresse einen Vereinigungspunkt zu bilden, so möge sie die Güte haben, ihm solche anzuzeigen, worauf er denn alle, diesen Gegenstand betreffende Briefe und Anfragen an sie weisen wolle,

Ohne Bedenken wurde diese Adresse ihm gegeben. Also werden von nun an diese Verhandlungen nicht mehr durch das Volksblatt, sondern privatim unter den jungen Heldinnen betrieben werden, bis die weiße Legion wirklich hervortritt. — Alle einlaufende mit J. M. bezeichnete Briefe sollen richtig abgeliefert, sowie auch allen Damen, die unter der weißen Legion Dienste nehmen wollen, von dem Herausgeber angezeigt werden, bei wem sie sich zu melden haben. Die Bewaffnung wird bestehen in einem Dolche, einer Pistole und einer leichten sechsfüßigen Pike.“ —

Das weibliche Geschlecht war entrüstet über diesen Spott. Es erschien kurze Zeit darauf eine „Antwort einer deutschen Frau in ihrem und ihrer Töchter Namen auf den Aufruf an edle deutschen Mädchen:

„Im russisch-deutschen Volksblatte vom 11. Mai steht ein Aufruf an die deutschen Frauen und Mädchen, die Waffen gegen den Feind des Vaterlandes, gleich den Männern und Jünglingen zu ergreifen, um dadurch ihre Ehre wieder zu erkämpfen, die sie durch jenen Feind verloren haben. Dies kann doch wohl nur einem kleinen Theile unseres Geschlechts gelten, denn gewiß ist es ein großer und wohl uns! der größte Theil unseres Geschlechts, welches einen solchen entehrenden Vorwurf nicht verdient. Zwar dürfte die Cohorte derer, die mit Recht — leider! — zu der Kategorie der erstern gehören, schon stark genug werden, um dem Feinde

eine beträchtliche Wehrkraft entgegen zu stellen, wenn nicht der quälende Vorwurf des Gewissens sie zurückhielte, sich kenntlich zu machen. Wenn aber brave deutsche Frauen und Jungfrauen aufgerufen werden, ihren theuren Männern, Vätern und Brüdern zu folgen, um sie zu pflegen und für ihre nöthigen Bedürfnisse zu sorgen und dadurch den Gram über die Schrecknisse dieser verhängnißvollen Zeit liebevoll zu lindern, o! dann wird die Zahl gewiß groß, sehr groß sein und der Feind wird und muß Achtung vor unserm Geschlechte bekommen, da kein Feind selbst der rohste, das von der Natur in den Herzen des Menschen tief eingeprägte Gefühl für Seelenhoheit unterdrücken und ächte, prunklose Tugend mit Füßen treten kann. Wohlauf denn, ihr edlen deutschen Frauen und Jungfrauen zur Erfüllung schöner und heiliger Pflichten! — Die Zeit ist da, wo die Tugend wieder im reinsten Glanze erscheinen wird.“ —

Und schon war ein Musterbild so reiner Tugend im hellsten Glanze auf einem Throne erschienen:

Königin Luise.

## Kapitel II.

### Königin Louise.

„Ahnungsvoll scheute Napoleon diese erhabene Frauengestalt, die auch aus höheren Sphären hinüber noch Jahre nachher ihres königlichen Gemahls Krieger mit zwiefach schöner Begeisterung für Sieg und Tod entzündete,“ schreibt Fouqué ein Kampf- und Zeitgenosse.

Jahre schon ruhte Königin Louise in der stillen Gruft, als das preussische Volk auszog zum blutigen Kampf und dennoch gebührt der erhabenen Frau die erste Stelle in diesem Buch. Ihr Geist trieb die Kriegerschaaren hinaus in die Schlacht, denn ihr Unglück und ihr früher Tod entzündeten in den Herzen des Volks eine Gier nach Rache wie vielleicht kein anderes Leid, keine andere Drangsal sie erzeugt hätte.

Ein auf dem Thron seltenes Glück hatte Louisen gelächelt, Herzensneigung den Bund ihrer Ehe geschlossen. Im Monat März des Jahres 1793 war die damals siebenjährige Princessin Louise von Mecklenburg-Strelitz mit ihrer Großmutter der Landgräfin von Hessen-Darmstadt auf einer Reise durch Frankfurt a. M. gekommen, wo zur Zeit König Friedrich Wilhelm II.



mit seinen beiden ältesten Söhnen sich aufhielt. Die junge Fürstin, die mit wunderbarer Schönheit und holder Anmuth einen hochgebildeten Geist, ein reiches, für alles Erhabene und Edle empfängliches Gemüth verband, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das Herz des Kronprinzen. „Wie groß ihre Schönheit war, wissen alle ihre Zeitgenossen und der Eindruck davon ist so mächtig gewesen, daß durch Sagen und durch bildliche Darstellung dieser Eindruck noch auf die kommenden Geschlechter sich vererben wird. Besonders aber wurde diese Schönheit durch ein Auge verklärt, welches die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und die Güte ihres Charakters strahlend ausdrückte. Wer dieses Auge einmal gesehen hat, kann es wohl nie vergessen und das ist der Vorzug der Zeitgenossen der Königin, daß sie durch dieses Auge sind begeistert worden und aufgefordert zu allem Guten und Schönen.“\*)

Die junge Fürstin fühlte nicht minder lebhaft für den männlich schönen Prinzen. Am 24. April feierten sie ihre Verlobung und am Weihnachtsabend desselben Jahres ihre Vermählung. In ihrer gegenseitigen Liebe, im innigsten Zusammenleben, fern von dem Glanz des Hofes, suchte und fand das Kronprinzliche Paar das Glück der Ehe. Der Kronprinz nannte

---

\*) v. Berg, Louise Königin von Preußen, S. 170.

seine Gemahlin „Du,“ was bei dem damaligen steifen Hofceremoniel als etwas ganz Unerhörtes erchien. Ihr Haus war auf das Einfachste und Bescheidenste hergerichtet, sie gingen und fuhren zusammen aus und im Sommer in stiller Zurückgezogenheit auf dem kleinen Lustschloß Pareß erfreuten sie sich auf gemeinsamen Spaziergängen an der herrlichen Natur. Die Kronprincessin und spätere Königin wollte immer nur „gnädige Frau von Pareß“ sein. Als sie den Thron bestiegen, veränderten Friedrich Wilhelm und Louise ihre Lebensweise nicht, sie glänzten nur als König und Königin, wenn die Etiquette es forderte, gingen nach wie vor Arm in Arm, ohne Begleitung, nur von ihrem getreuen Volk umgeben, besuchten den Weihnachtsmarkt, machten Einkäufe an den Buden. In verschiedenen kleinen Zügen spricht sich die Leutseligkeit der Königin und die Hoheit ihres Charakters aus. Wir führen hier nur zwei an, die bei der damaligen strengen Sonderung der Stände besonders hervor zu heben sind. Als die Königin sich einmal auf einem Balle bei einem der Staatsminister befand, fiel es ihr auf, eine junge schöne Dame nicht an dem Tanze theilnehmen zu sehen. Sie erkundigte sich nach der Veranlassung und hörte, daß die Dame von den adligen Herrn nicht aufgefordert werde, weil sie bürgerlicher Herkunft sei. Sogleich trat die Königin an ihren Gemahl heran und bat ihn, mit der Dame zu tanzen.

Der König erfüllte ihren Wunsch und Louise sah zu ihrer Freude, der bis dahin Zurückgesetzten die größte Ehre des Abends zu Theil werden.

Bei einer großen Cour in Magdeburg, wo die Königin das Wort an Viele richtete, fragte sie unter anderm eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborne?“ — Die junge Frau ward sehr bestürzt; um eine Antwort verlegen, sagte sie mit zitternder Stimme: „Ach, Ihre Majestät! ich bin gar keine — Geborne!“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, verzogen sich die Gesichter der Anwesenden zu einem spöttischen Lächeln. Die Königin es bemerkend, warf Allen einen mißbilligenden Blick zu und sich besonders freundlich an die Angeredete wendend, sagte sie mit etwas gehobner Stimme, damit sie von Allen gehört werde: „Ei Frau Majorin, Sie haben mir naive satyrisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen und aus

den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Außere glückliche Tugen und Vorzüge kann man erben, aber innere, persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigne Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen und wünsche Ihnen in Ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur im Herzen liegt.“ Eine solche Königin mußte die Liebe ihres Volks gewinnen. Seitdem sie Mutter geworden, hatte sich ihr eine Welt der reinsten Freuden erschlossen. Mit der zärtlichsten Sorgfalt wachte sie über ihre Kinder, über deren leibliche Pflege und geistige Bildung und am wohlsten fühlte sie sich immer im Kreise ihrer Familie.

Das heitere Glück, welches eine gütige Vorsehung ihr beschieden, war nur von kurzer Dauer. Auf die frohen Tage folgte nur zu bald bitteres Leid. König Friedrich Wilhelm III., der in dem Kampfe seines Vaters gegen die französische Revolution die Gräuelp des Krieges aus persönlicher Anschauung kennen gelernt, hatte so lange als möglich seinem Volke den Frieden zu erhalten gesucht. Als aber Napoleon in seiner Willkür und Unerjättlichkeit kein Recht mehr achtete und mit Preußen beinahe verfuhr, wie mit einem von ihm

besiegten Staat, gewann der König die Ueberzeugung, daß der Krieg unvermeidlich sei. Die Königin befand sich zu jener Zeit zur Wiederherstellung ihrer sehr angegriffenen Gesundheit in dem Bade Pyrmont. Da man während der Kur sie nicht durch aufregende Nachrichten ängstigen wollte, erfuhr sie erst bei ihrer Rückkehr, daß der Krieg beschlossen sei. Was Napoleon der erhabnen Frau später vorwarf, daß sie die Anstifterin des Krieges gewesen ist, erweist sich also als durchaus unwahr. Königin Louise hatte, wie es jeder Landesmutter ziemt, ein tiefes Gefühl für die Ehre ihres Volks, den Ruhm und den Glanz ihres Hauses und verfolgte daher mit der lebhaftesten Theilnahme alle Vorbereitungen zu dem großen Kampf. Da sie ihren Gemahl immer auf allen Reisen begleitet, konnte sie sich auch in dieser schweren Stunde nicht von ihm trennen und ging mit ihm zur Armee. Doch schon nach kurzer Zeit, als die feindlichen Heere immer näher heranrückten, eine große Schlacht in gewisser Aussicht stand und die Sicherheit der hohen Frau ernstlich bedroht schien, entschloß sie sich zur Abreise. Eine trübe Ahnung durchzuckte ihr Gemüth, als sie von ihrem Gemahl rührend Abschied nahm. Wie gern hätte sie alle Gefahren mit ihm getheilt!

Am Morgen des 14. October 1806, da die ersten Kanonenschüsse der Schlacht bei Jena erdröhnten, verließ die Königin das Hauptquartier zu Weimar,

um nach Berlin zurückzukehren. Noch ehe sie die Thore der Hauptstadt erreicht, ereilte sie die Hiobsbotschaft. Die Preußen waren geschlagen, die Franzosen drangen unaufhaltsam vor. Kaum hatte die Königin Zeit einige Kleidungsstücke einzupacken, um mit ihrer Familie nach Stettin zu fliehen. Eine Trauerkunde drängte die andere. Der König war seiner Gemahlin nach Stettin gefolgt. Dort blieben sie bis zum 26. October. Vor der Abreise gab der Commandant von Stettin General v. Romberg dem Könige Hand und Wort, die Festung „pflichtgemäß zu vertheidigen.“ Das Herrscherpaar war kaum in Graudenz angekommen, als es die Nachricht von der Uebergabe der Festungen Küstrin, Stettin und Magdeburg erhielt. In diesen Tagen des Unglücks und des Verraths sagte die Königin zu ihren beiden ältesten Söhnen: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generäle den Stamm Hohenzollern gekrönt haben und dessen Glanz sich über alle Völker verbreitete, die ihrem Scepter gehorchten. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen National-Ruhm mehr, er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher uns auf den Feldern von Sena und

Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichsten Schlacht verbarg. — Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann; ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt — entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder; befreiet dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich's unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat.“ —

Nach und nach ergaben sich fast alle festen Plätze ohne Schwertstreich. Nur einzelne machten eine rühmliche Ausnahme. Die Armee hatte sich bis auf wenige Ueberreste aufgelöst; theils war sie zersprengt, theils in Gefangenschaft gerathen. Das Unglück, welches das Vaterland getroffen, bewegte die Königin auf's Schmerzlichste. Sie sah die Hauptstadt in Feindes Hand, die ganze Monarchie in ihren Grundfesten erschüttert, die kriegerische Glorie des Hauses Hohenzollern dahinschwinden. Kein heiteres Lächeln spielte mehr wie ehemals auf den Lippen der edlen Fürstin, tiefer Ernst und schwere Sorgen drückten sich auf ihrem schönen Antlitz aus. Doch selbst diese harten Schläge vermochten nicht sie zu entmuthigen. Während der ganze Hof dem Monarchen dringend rieth, sich in die schimpflichen Bedingungen, die der übermüthige Sieger gestellt, zu fügen, sprach Königin Louise die gewichtigen Worte: „nur feste Ausdauer und Widerstand kann uns retten.“\*) Noch andere Stimmen erhoben sich für die Fortsetzung des Krieges und der König beschloß die Reste seiner Truppen zu sammeln, um mit Hülfe der heranrückenden Russen den Kampf wieder aufzunehmen.

Napoleon begnügte sich nicht, König Friedrich Wilhelm beinahe des ganzen Erbes seiner Väter beraubt, die Monarchie des großen Friedrich zertrümmert und

---

\*) Aus dem Tagebuch des Freiherrn von Schladen.



dem Volk schwere Lasten auferlegt zu haben: mit Hohn und Schimpf verfolgte er die Königin und ließ in den Bülletins, die er selbst dictirte, die gehässigsten und schmachvollsten Lügen über sie verbreiten. „Gleich in einem der ersten,“ erzählt Häusser,\*) „ward sie als die Furie des Krieges geschildert, die überall zum Kampfe getrieben, den König und die Feldherrn angespornt und das einfältige Märchen erzählt, sie sei als Amazone zu Pferde vor der Front der Regimenter erschienen. Dann war sie als eine „Frau von artiger Figur, aber wenig Geist,“ bezeichnet, die jetzt wohl um des Unheils willen, das sie angestiftet, Gewissensbisse empfinden werde, oder es ward die Lüge verbreitet, es sei im ganzen Lande nur eine Stimme der Erbitterung gegen die Königin, als die Anstifterin des Krieges. Die trivialsten Straßenklatschereien waren dem großen Manne nicht zu niedrig, um sie, mit dem kaiserlichen Stempel versehen, in die Welt zu senden. Das wilde, zuchtlose Treiben der Gardeoffiziere ward der Königin zur Last gelegt, „dieser Schönheit, die den Preußen so verderblich geworden sei; wie Helena den Trojanern.“ Die bekannte Scene am Grabe Friedrichs des Großen war in frivolster Weise ausgebeutet und von einer Zeichnung erzählt, welche die

---

\*) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Stiftung des deutschen Bundes, Th. 3, S. 32.

Königin in ähnlich durchsichtiger Drapirung darstelle, wie die durch ihr Leben und ihre Sitten berüchtigte Lady Hamilton. Ja, noch später ließ der große Mann einen Kupferstich anfertigen, auf welchem die Königin in Schill'scher Husarenuniform abgebildet war."

Das reine erhabne Gemüth der Königin mußte solche Lasterungen tief schmerzlich empfinden. Der mit den damaligen Verhältnissen innig vertraute Freiherr von Schladen schrieb in sein Tagebuch:

9. November 1806. „..... Zugleich erfuhr ich, daß Ihre Majestät die Königin mit dem tiefsten Schmerze der schrecklichen Verleumdungen erwähnt habe, welche Napoleon gegen sie verbreitet, und die, Gottlob! nur derjenige glauben kann, der diese erhabne tugendhafte Frau nicht kennt.“ —

14. November. „Ich erfuhr heute wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbefonnen war, ihr schonungslos alle die schmutzigen Verleumdungen mitzutheilen, welche Napoleon allenthalben gegen sie verbreiten läßt und die auf seinen Befehl öffentlich in Berlin gedruckt worden sind. Mit strömenden Augen wiederholte die erhabne Frau jene Ausdrücke dieser Schmähchriften.“

„Nein,“ ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner

Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten.“

Wenn die Königin auch nicht den Muth verlor, und ihren schwer gedrückten Gemahl immer aufrecht zu erhalten suchte, hatte doch das Unglück sie sehr gebeugt. Tief in ihr Inneres verschloß sie ihr Leid und vertraute nur ihrem Tagebuch ihre Klagen an. So schrieb sie einst, als ihre Seele voll Schmerz war, die rührenden Verse aus Goethe's Wilhelm Meister, in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,  
 Wer nie die kummervollen Nächte  
 Auf seinem Bette weinend saß,  
 Der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein  
 Und laßt den Armen schuldig werden;  
 Dann überlaßt ihr ihn der Pein,  
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. December 1806.

Goethe, W. M.

Anfangs December hatte die königliche Familie sich bis nach Königsberg geflüchtet. Dort ward die edle Fürstin, deren Gesundheit durch Kummer und Gram sehr gelitten, von einem Nervenfieber befallen. Vierzehn Tage lang schwebte ihr Leben in großer Gefahr und als dann endlich eine Besserung eintrat, waren die Feinde soweit vorgeedrungen, daß sie sogar Königsberg bedrohten. An einem feuchten trüben Wintertag mußte die Kranke im Wagen liegend, in Betten

gehüllt nach Memel gebracht werden. Die Luftveränderung that ihr wohl und beschleunigte ihre Genesung.

Fast schien es, als sollte nach soviel Trübsal wieder einmal ein Sonnenblick leuchten. In Memel fanden sich nach und nach viele preußische Offiziere ein, die nicht von der allgemeinen Panik ergriffen, sich selbst in der Zeit der größten Muthlosigkeit durch ihre heroische Gegenwehr hervorgethan und die nun den König zum äußersten Widerstand reizten. Aus den verschiedensten Provinzen, sogar aus denen, die in Feindes Hand gefallen, und wo jede Aeußerung von Liebe und Hingebung für das angestammte Herrscherhaus mit der größten Gefahr verbunden war, kamen die vielfachsten Beweise der Treue und Anhänglichkeit. „Auch die Bewohner Preußens und Litthauens lernte der König sowie die Königin immer mehr kennen und sie schätzten ungemein die vielen Beweise von Liebe und Treue, welche sie von ihnen erhielten. Bald waren Beide unter ihnen wie ein verehrter Vater und eine geliebte Mutter, die bei ihren Kindern sich befinden und von ihnen geliebt und täglich gehuldigt werden.“\*)

Die Königin empfing viele Beweise der Liebe von ihrem Volk, aber wie viele gab sie ihm auch! Trost zusprechend und manchen Labetrunk reichend, stand sie an den Betten der verwundeten Krieger, die damals

---

\*) Frau v. Berg, S. 276.

in den Lazarethten in Königsberg und Memel lagen. Unermüdblich war sie in ihrer Sorge und Thätigkeit für diese Unglücklichen. Die Königin hat den Frauen das erste Beispiel gegeben, sich der Verwundeten und Kranken anzunehmen und in den Freiheitskriegen hat ihr Vorbild dem weiblichen Geschlecht geleuchtet und es zu edelster Nachahmung angefeuert.

Die blutige Schlacht bei Eylau, an der ein preußisches Corps, wenn gleich in geringer Stärke, rühmlichen Antheil genommen und sich durch seine Bravour ausgezeichnet, hatte trotz der ungeheuren Opfer, die sie den Russen und Franzosen gekostet, keine Entscheidung herbeigeführt. Napoleon sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, er hatte auf einen glänzenden Sieg und die völlige Vernichtung seiner Gegner gerechnet. Gern hätte er in diesem Augenblick mit Preußen Frieden geschlossen und diesem Staat weit günstigere Bedingungen als die früheren zugestanden. Doch Friedrich Wilhelm lehnte alle desfalligen Anträge ab, er wollte seinen Allirten, den russischen Kaiser, nicht im Stich lassen. Nur zu bald sollte er die Erfahrung machen, daß Alexander nicht so großmüthig und edel gesinnt war. In Preußen wurden die größten Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges gemacht, besonders zeichneten sich Schlesien und Pommern aus, während der Krieg von russischer Seite ohne Energie geführt ward. Dennoch setzte die Königin auf die russische Hilfe große

Hoffnung, denn sie schrieb am 7. Mai 1807 an ihren Vater:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. — — — — —

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern; der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisiert sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja; bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich, sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch in Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen — — — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu

Gott, zu ihm, der unser Schickjal lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt.

Luise."

Die Hoffnungen, welche die Königin in edler und patriotischer Weise genährt, wurden nur zu bald sehr bitter enttäuscht. Der französische Kaiser hatte bedeutende Verstärkungen herangezogen, die Festungen Danzig und Neisse mußten nach langem, tapferem Widerstand der Uebermacht weichen und dem Feinde ihre Thore öffnen. Königsberg ward von neuem bedroht und die Königin kehrte nach Memel zurück. Dorthin folgte ihr der König. Er war im Begriff zur Armee zurückzukehren, als die niederschmetternde Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Friedland eintraf. Es war die letzte Schreckensscene in diesem blutigen Drama. Französische Truppen besetzten Königsberg, der Kaiser Napoleon verlegte sein Hauptquartier nach Tilsit an den Ufern des Niemen, die der Kaiser Alexander verlassen mußte. Die russischen Heerführer, denen dieser Krieg längst mißliebig gewesen, weil sie ihn nur als einen Kampf ansahen, den ihr Kaiser aus persönlicher Freundschaft

für den König von Preußen führe, drängten zum Frieden. Ohne Preußen hatte Rußland am 21. Juni einen vierwöchentlichen Waffenstillstand mit Frankreich abgeschlossen, um in dieser Zeit die Friedensverhandlungen zu definitivem Abschluß zu führen. So war Preußen verlassen und dem unerfättlichen Gegner auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

In dieser Zeit schrieb die Königin an ihren Vater:

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dies nicht für mich in meinen Leiden, und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkt das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns — der



zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sclavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stürzt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick zum Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur die Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir

nie ganz unglücklich sein können und daß Mancher mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Trost, daß nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise.“

Am 25. Juni schloß auch Preußen einen Waffenstillstand mit den Franzosen ab.

Am nämlichen Tage fand die denkwürdige Zusammenkunft der beiden Kaiser in dem Pavillon auf dem Memel statt. Der Czar verabredete auf den folgenden Tag ein zweites Zusammentreffen, bei dem auch der König von Preußen gegenwärtig sein sollte. Alexanders Voraussetzung, daß Friedrich Wilhelm gleich ihm die Erbitterung, die er gegen den Kaiser Napoleon nährte, in Bewunderung und Zuneigung verwandeln werde, erfüllte sich nicht. Der König buhlte nicht um des stolzen Siegers Gunst und Napoleon, der einem Gedeimüthigten und Gebeugten zu begegnen glaubte, ward durch die würdevolle Haltung Friedrich Wilhelm's

die der Imperator bis dahin an keinem Fürsten, der die Schärfe seines Schwerts gefühlt, wahrgenommen, noch mehr gegen Preußen aufgebracht. Sagten doch selbst französische Offiziere: „daß der König sich gegen den Sieger als König betragen.“ Es kam schon bei der ersten Zusammenkunft zu Erörterungen, die beide Gegner nur noch mehr von einander entfernten.

Nach allen diesen Vorgängen mußte Preußen sich auf die härtesten Friedensbedingungen gefaßt machen. In dieser verzweifelten Lage kam man auf den Gedanken, daß die Königin eine Fürbitte bei dem Sieger einlege. Man hoffte, daß sie durch ihre holdselige Anmuth, ihre Lieblichkeit und ihr edles Herz den strengen Imperator milder und versöhnlicher stimmen werde. Es war ein fast übermenschliches Ansinnen, das man an die Königin stellte, als Bittende einem Manne zu nahen, der sie so tief gekränkt, der ihre engelreine Tugend, deren strahlender Glanz gleich einer Glorie ihr Haupt umleuchtete, zu beschimpfen gewagt. Vor ihrer Liebe zum Vaterlande schwieg aber jede persönliche Rücksicht. Damals schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott, denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich

und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“

Der ihrem Zartgefühl sehr schwer werdende Muth zur Fürbitte bei dem Kaiser wurde weder von ihm verstanden noch zunächst durch den Gang der Thatsachen belohnt. \*)

„Sobald die Königin in Tilsit angekommen war, machte ihr Napoleon, der sie in einem achtspännigen Staatswagen und unter dem glänzenden Geleite von Garden hatte einholen lassen, seinen Besuch. Den ersten Augenblick eines solchen Besuchs würdig zu bestehen, war für die tiefgekränkte Königin keine leichte Aufgabe. Mit einer großen Feinheit des Verstandes und desjenigen Tactes, welchen nur ein edles Gemüth geben kann, empfing sie den Kaiser, indem sie es beklagte, daß er eine so unbequeme Treppe zu ihr hinaufzusteigen genöthigt gewesen, und fragte ihn nachher, wie das nördliche Klima während des Winters seiner Gesundheit bekommen wäre.“

„Napoleon that unter andern unzarten Fragen auch diese:

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“

---

\*) Der folgende Bericht wörtlich nach Frau von Berg S. 307 ff.

„Und es lag in dem Tone, mit welchem diese Worte gesagt wurden, etwas Geringschätzendes.“

„Sire,“ antwortete die Königin, „dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben.“ Diese Antwort der Königin wurde von Talleyrand, der bei dieser Unterredung zugegen war, gleich nachher erzählt und ging so, zum Ruhme der Königin von Munde zu Munde.

„Damals verlautete:“ Talleyrand, den Eindruck der geistvollen, edlen Erscheinung der Königin auf Napoleon fürchtend, habe seinen Kaiser an die vorgenommene Strenge mit dem Worten erinnert:

„Sire! Soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht gehörig benutzt?“

„Bei der Tafel, wo die Königin zur Rechten, ihr Gemahl zur Linken Napoleons saß, wollte dieser den König über die zugemuthete Aufopferung alter, angestammter Provinzen trösten, indem er solche Verluste unter die gewöhnlichen Wechselfälle des Krieges zählte. Dagegen sprach der König, wie es ihm in seinem Schmerze um's Herze war, und gab dem übermüthigen Kaiser zu verstehen: „daß er, Napoleon, sich leicht über dergleichen hinwegsetzen könne; denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend

Wurzel gefaßt, und die man so wenig vergessen könne, als seine Wiege.“

„Was Wiege!“ rief Napoleon spöttisch auflachend. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr an die Wiege zu denken.“ „Doch, doch“ antwortete der König mit rücksichtsloser Offenheit gegen den Sieger. „Seine Jugend kann man so wenig vergessen als verleugnen, und ein Mann von Herz erinnert sich dankbar der Wiege, in der er als Kind lag.“

Daß solche treffende Bemerkungen nicht dazu beitragen, den durch Schmeicheleien, in die selbst der Kaiser Alexander einstimmt, verwöhnten Eroberer für den König einzunehmen, leuchtet ein.

Von der vielbesprochenen Rose erwähnt Frau von Berg nichts. Napoleon sagt über sein Zusammentreffen mit der Königin unter anderem im Memorial de St. Hélène, Th. 4:

„Vor der Tafel trat der französische Kaiser an einen Consoletisch heran, auf dem eine sehr schöne Blumenvase stand. Er pflückte eine Rose, die er der Königin darbot. Sie zögerte sie anzunehmen, aber sich besinnend sagte sie:

„Ich nehme sie an, aber nur mit Magdeburg,“ worauf Napoleon erwiederte:

„Ich muß Ew. Majestät bemerken, daß ich es bin, der sie giebt, und Sie es sind, welche sie

empfangen.“ — Bei der Tafel saß die Königin zwischen beiden Kaisern, die sich in der Kunst der Galanterie überboten. Am folgenden Tage speiste die Königin wieder bei Napoleon. Der französische Kaiser führte sie nach aufgehobener Tafel die Treppe herunter. Dort blieb sie plötzlich stehen und seine Hand ergreifend, die sie drückte, sagte sie mit tiefer Bewegung: „Ist es möglich, nachdem ich das Glück hatte, den Mann der Weltgeschichte und des Jahrhunderts so nahe zu sehen, er mir nicht die Freiheit und die Genugthuung gewährt, ihn versichern zu können, daß er mich für's ganze Leben zur Bewunderung hingerissen hat.“ „Madame, ich bin zu beklagen,“ erwiderte Napoleon in einem ernstern Ton; „es sind dies die Einflüsse meines bösen Sterns.“ — Darauf verabschiedete er sich von der Königin. Diese warf sich schluchzend in ihren Wagen. Sie ließ Düroc, den sie sehr achtete, rufen, wiederholte ihre Klagen und indem sie nach der Wohnung Napoleons zeigte, setzte sie hinzu: „Das ist ein Haus, in welchem man mich fürchterlich hintergangen hat.“ — Napoleon sagt, daß die Königin reich begabt und hoch gebildet war und daß sie die Unterhaltung beherrschte. Sie kam immer auf den eigentlichen Zweck ihres Besuchs zurück, aber mit einem solchen Anstand, daß man ihr nicht zürnen konnte.

In dieser Zeit schrieb die Königin: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis:

unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Allirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“ —

Der Friede zu Tilsit schlug dem Herzen der Königin tiefe Wunden. Als aber die Franzosen selbst diese harten Bedingungen nicht einhielten und die Räumung des Landes immer verzögerten, obgleich Preußen seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam, und die Königin das Volk unter der Last der Einquartirung und der Kriegscontribution verarmen sah, fühlte sie das Leid Anderer noch schmerzlicher als das eigene. Unter dem 7. October schrieb sie, nachdem sie eine Schilderung ihrer Bedrängniß gemacht:

„So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles hier darnieder liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich, hart — besonders da es unverdient ist!



„Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten, aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privatleute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen. Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Uebermuth — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen.“

Der König und die Königin verzichteten auf frühere Bequemlichkeiten und Genüsse mit einer so heiteren Ergebung, daß man kaum die Selbstverleugnung bemerkte, mit welcher sie jedes Opfer brachten, sobald die Nothwendigkeit es erforderte. Es gab namentlich bei ihrem Aufenthalte in Memel Momente, wo beim Mangel an baarem Gelde, für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb. Die Mittagstafel war in einem so hohen Grade einfach und frugal, daß Alle, welche zugezogen wurden, versicherten: man habe zu dieser Zeit an bürgerlichen Familientischen besser gespeiset, und das Wenige und das Einfache schmeckte von irdnen Schüsseln und Tellern eben so gut als früher von goldnen. Das kostbare ganz goldne Tafelgeschirr, das Erbstück der Ahnen, auch was an Silbergeschirr irgend entbehrlich, wurde in Holland für 1 1/2 Million Thaler verkauft,

um einen Theil der Kriegsteuer an Frankreich zu bezahlen. \*)

In dieser unglücklichen Zeit beschäftigte sich die Königin mehr noch als früher mit Lesen. Besonders zog die deutsche Geschichte sie an und für einzelne bedeutende Charaktere unter den Herrschern gewann sie ein lebhaftes Interesse. Der Pestalozzischen Unterrichtsmethode, die sie damals kennen lernte, schenkte sie viel Aufmerksamkeit; besuchte oft die Schulanstalten in Königsberg und wohnte mit dem König dem Unterricht bei. Alles was für die materielle und geistige Hebung des Volks gethan wurde, begrüßte sie mit der reinsten und wahrsten Freude.

So schrieb sie nach der Zurückberufung Stein's, zu der sie durch ihren Einfluß auf den König viel beigetragen: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnte ich mich höher aufrichten, und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter.“ Als es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dem König und Stein kam, von denen die Königin befürchten mußte, daß sie vielleicht zum zweiten Mal die Entlassung eines Ministers herbei führen

---

\*) Eplert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Th. I. S. 221.

würden, zu dem sie ein so unbedingtes Vertrauen hatte und auf den sie so große Hoffnungen setzte, schrieb sie an Stein:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monathen; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monathe Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, mein selbst willen darum. Geduld!  
Luise.“

Im Frühjahr 1808 schrieb sie:

„Beste Vater!

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich.

„Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind

mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung und er sagte in sich gefehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen und der Feind blieb im Vorthail. Von ihm können wir Vieles lernen und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästung, zu sagen: Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

„Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Buonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt flug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besleckt er seine Regierung mit vielen

Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott und also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung; daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und warten alle besseren und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unerkennbar ist Alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinstirben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

„Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige, Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.“

Dann folgt eine Schilderung ihres ehelichen Glücks und ihrer Kinder. In der Liebe ihres Gemahls und ihrer Kinder fand die Königin Ersatz für die vielen Leiden, die sie getroffen, aber die Drangsale unter denen das Volk schmachtete, bekümmerten sie tief. In dieser Zeit schrieb sie in einem Briefe:

„Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußeren Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen.“ — Ein ander Mal schrieb sie:

„Der König ist besser und herzlicher als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe.“ —

Da das Clima in Memel der Königin nicht wohlthat, übersiedelte die ganze königliche Familie, nachdem die Franzosen am 15. December das Land bis zur Weichsel geräumt, nach Königsberg. Dort ward die Königin am 8. Februar von einer Princessin entbunden. Nicht Kaiser und Könige umstanden, wie ehedem, den Altar bei der Taufe, die Stände Ostpreußens waren auf dem Wunsch des Königs die Patthen des Kindes. So schloß diese heilige Handlung ein neues Band der Liebe zwischen Fürst und Volk. Im Frühjahr 1808 bezog die königliche Familie ein kleines einfaches Landhaus in der Nähe von Königsberg. Dort lustwandelte Luise in dem Dörfchen und auf den Feldern am Arm ihres Gemahls, umgeben von ihren Kindern; sie stärkte sich in der schönen Landluft und vermißte die Herrlichkeit von Sanssouci und Charlottenburg nicht. „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern,“ sagte die Königin, \*) „bedarf man nicht viel des Aeußeren, gesunde Luft, Stille, Aussichten in's Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein Paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich, wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als die-

---

\*) Eplert, Charakterzüge. Th. II. S. 247.

jenigen, welche die Stürme erregen.“ Während die Königin der äußeren Ruhe genoß, ward ihr Inneres durch welterschütternde Ereignisse tief bewegt. Die Entthronung der spanischen Königsfamilie, der unglückliche Krieg Oesterreichs gegen Frankreich waren ergreifende Momente für sie. In dieser Zeit schrieb sie:

„Ach Gott, es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann Ade: Germania!“

In einem Briefe, den sie in dieser Zeit schrieb, sagte sie unter anderm:

„Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit.“ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofers erhoben hat? Welch ein Mann dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt.



Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich.“

Die Hoffnung der Königin, daß der Kaiser Alexander auf dem Congreß zu Erfurt durch seine Fürbitte bei Napoleon günstigere Bedingungen für Preußen erlangen werde, hatte sich nicht erfüllt. Nur ein ganz kleiner Theil der Kriegscontribution ward als Geschenk für die Königin und den Kronprinzen erlassen und die endliche Räumung des Landes bis auf die drei Oberfestungen zugesichert. Aus Napoleons Aeußerungen über Preußen hatte der Czar geschlossen, daß er unverföhnlichen Haß gegen Fürst und Volk nähre, und die Königin konnte nur mit großer Bangigkeit in die Zukunft blicken.

Auf eine dringende Einladung des russischen Kaisers hatte das Königspaar sich zu Ende des Jahres 1808 auf einige Wochen zum Besuch der kaiserlichen Familie nach St. Petersburg begeben. Die glänzenden Hoffeste, die zu Ehren der hohen Gäste veranstaltet wurden, vermochten nicht die Königin zu erheitern. Nur in dem Umgang mit der Kaiserin Elisabeth, deren tiefes Gemüth und edler Charakter die Gleichgesinnte ansprachen, hatte sie sich wohl gefühlt.

„Ich bin gekommen,“ schrieb sie in einem Brief, „wie ich gegangen, Nichts blendet mich mehr und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ —

Ueber die Feier ihres Geburtstags in Königsberg schrieb sie einmal:

„Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war zerfleischt! — Ich habe getanzt! — Ich habe gelächelt, ich habe den Gastgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen über's Jahr gehören? Wohin werden wir alle zerstreut sein? Gott, allmächtiger Vater, erbarme Dich!“

In einem Brief vom 9. Juli 1808 heißt es:

„Ich leide unsäglich! Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage. Was kann ich darauf antworten? — Ich seufze und verschlucke meine Thränen. (Je soupire et j'avale mes larmes!)

„Vorgestern vor einem Jahr hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon — gestern vor einem Jahr meine letzte mit ihm! Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um Anderer, als um meinetwillen. Ich weinte, ich bat im Namen der Liebe und der Humanität, im Namen unseres Unglücks und der Geseze, welche die Welt regieren — und ich war nur eine Frau! Ein schwaches Wesen, und doch hoch erhaben über diese Widersacher, so arm und matt an Herz!“ —

Schon lange empfand die Königin eine lebhafteste Sehnsucht nach Berlin und Charlottenburg; aber noch hausten die Franzosen in der Residenzstadt Preußens, und dem angestammten Herrscherhause war nur an der fernen Grenze eine Zufluchtsstätte geblieben. Erst zu Ende des Jahres 1809 konnte dieser lang genährte Wunsch der Königin erfüllt werden. Am 23. Dezember, am nämlichen Tage, an welchem sie sechzehn Jahre vorher ihren Einzug als Braut gehalten, kehrte sie gleichsam aus der Verbannung in die Residenz ihrer Vorfahren zurück.

„Die ganze Reise des Königs und der Königin von Königsberg nach Berlin,“ sagt Frau von Berg, „sah einem Triumphzuge ähnlich, denn allenthalben war ihnen der froheste und rührendste Empfang von allen Ständen bereitet.“ Am Abend erglühete die Residenzstadt in einem Lichtmeer, ein jeder, selbst der ärmste trug sein Scherflein bei, es war ein allgemeiner Jubel. Aber die Freude der Königin über die Rückkehr in die Residenz, und über die vielen Beweise der Liebe, die ihr von Seiten der Bewohner dargebracht, ward wiederum durch Napoleon getrübt. Das Land hatte trotz der äußersten Anstrengung die Zahlung der Kriegscontribution nicht immer zu den bestimmten Terminen aufbringen können und der französische Kaiser drohte, daß im Fall die rückständigen Summen nicht gezahlt würden, er eine Executionsarmee in Preußen einrücken lassen werde. Diese Drohung deren Ausführung unsägliches Elend über das ganze Volk gebracht hätte, erfüllte das Herz der Königin mit tiefer Trauer. Durch solche beständige Aufregung und Bekümmerniß litt ihre Gesundheit sehr und schon im Winter 1809—10 ward sie mehrmals von heftigen Brustkrämpfen befallen, die dann bald darauf ihren frühen Tod herbeiführten. Im Frühling und zu Anfang des Sommers fühlte sie sich merklich wohler und brachte einen lang genährten Wunsch, ihren Vater in seiner Residenzstadt Neu=Strelitz zu besuchen, in Ausführung.

Am 25. Juni reiste sie von Charlottenburg ab. Auf der ganzen Reise jubelte ihr das Volk zu, Ehrenpforten von frischem Grün waren erbaut, Blumen auf den Weg gestreut. Die Königin war sichtlich erfreut, aber nichts vermochte den Ausdruck tiefen Seelenleidens aus ihrem Antlitz zu bannen. Selbst als sie im Kreise ihrer Familie war, der Vater sie in seine Arme schloß, die hochbetagte Großmutter, die treue Pflegerin ihrer Kindheit und Jugend sie nach langer Trennung an ihr Herz drückte, konnte die Königin keine reine Freude fühlen. Zu einigen Damen des Hofes, die ihre Perlen bewunderten, äußerte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurück behalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen!“ — Der König war seiner Gemahlin gefolgt und da er gern in stiller Zurückgezogenheit lebte, ward das Lustschloß Hohenzierenitz zum Aufenthalt gewählt. Auf der Fahrt dorthin mußte die Königin sich eine Erkältung zugezogen haben, denn sie kam sehr leidend an. Aber ihr starker Wille hielt ihren schwachen Körper noch aufrecht. Sie wußte, wie ihre Familie sich über ihre Gegenwart freute, und wollte ihr deshalb den Genuß dieser Tage durch keine Sorge verkümmern. Doch das Uebel verschlimmerte sich und die Königin mußte das Bett hüten. Der herbei gerufene Leibarzt des Herzogs

erklärte den Zustand für sehr bedenklich. Welches Glück hatte die herzogliche Familie gefühlt, als sie die allgeliebte Königin wieder in ihrer Mitte sah und wie schnell verwandelte sich dieses Glück in tiefes Leid. Die Sorge um die theure Kranke erfüllte Aller Herzen. Der König, den dringende Regierungsgeschäfte nach Berlin zurückriefen, wollte die so zärtlich geliebte Gemahlin in ihrem leidenden Zustand nicht verlassen. Aber es trat scheinbar eine Besserung ein, Alle schöpften neue Hoffnung und der König reiste ab. Doch jedwede Hoffnung sollte nur zu bald erlöschen. Die Königin litt heftige Schmerzen, aber sie ertrug sie mit Engelsgeduld, nur für ihre Umgebung bedacht, nur Liebe für sie athmend. Als der tödtliche Ausgang der Krankheit nicht mehr zweifelhaft war, gingen Eilboten an den König ab, der in dieser Zeit selbst in Charlottenburg krank gelegen, um seine Rückkehr zu beschleunigen. Die Königin hatte eine Ahnung ihres Todes, denn sie sagte wenige Stunden vor ihrem Dahinscheiden zu dem Arzt: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe.“

In der Nacht vom 18—19. Juli hatte das Uebel bedeutend zugenommen und der König, auf das Schlimmste vorbereitet, kam Morgens 4 Uhr mit seinen beiden ältesten Söhnen an. Noch war die Sterbende bei vollem Bewußtsein. Der König, von

Schmerz zermalmt, trat an ihr Bett. Es waren herzererschütternde Stunden. Mehrmals mußte der König das Zimmer verlassen, um Kraft zu sammeln, damit er das Schwere zu überstehen vermöchte. Als die hochbetagte Großmutter ihm Trost zusprechend, sagte: „Bei Gott ist ja nichts unmöglich,“ versetzte der König: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“ —

Gegen 10 Uhr Morgens hatte die Königin den schweren Kampf ausgekämpft.

Am 25. Juli ward die königliche Leiche nach Berlin gebracht, wo sie am 27. von dem Volke feierlich eingeholt, eintraf.

„Es war ein allgemeiner Trauertag,“ schrieb ein Zeitgenosse. „Jede Familie zeigte und fühlte so wahrhafte Trauer, als habe sie ein Mitglied aus ihrer Mitte verloren.“

Die Königin schrieb einmal: „Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbei zuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“

„Als im Jahre 1813,“ schrieb Fouqué, „der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheildruckes wieder erwachte, verbreitete sich — Gott weiß wie — unter den Kriegern die holde Sage, Königin Luise lebe. Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderbar phantastisches Märchen den Grund angab. Wer hätte dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volks, das, wenn doch alles Gute und Schöne wieder erwachen sollte, auch seine gute, schöne Königin Luise wieder haben wollte. Keinem, auch nicht dem frommsten Wahne je fröhnend, aber fühlend, die verewigte Königin bete für ihre Preußen an Gottes Thron, sang ich damals folgendes Lied:

Zwei Sterne, die strahlen am Himmel  
Dem sterblichen Auge zwar nicht;  
Doch künden durch's Kriegsgewimmel  
Den Seelen sie göttliches Licht.

Einst saht Ihr auf Erden sie leuchten  
Im milden, im freundlichen Blau;  
Doch leider auch oft sie besuchten  
Vom Kummer der herrlichsten Frau!

Wer schwur da nicht glühend im Herzen;  
Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,  
So räch' ich, so lös' ich die Schmerzen  
So rett' ich das heimische Land!



Ihr Brüder, die Stund' ist gekommen  
 Nun grabet dem Leub ein Grab.  
 Uns winken, unsterblich entglommen,  
 Die seligen Lichter herab.

Was nicht Euch auf Erden mehr funkelt,  
 Es funkelt im himmlischen Saal.  
 Wen rühmlich das Sterben umbunkelt,  
 Der naht sich dem seligen Strahl.“ —

Der Heldenjüngling Theodor Körner, der die  
 Leier und das Schwert gleich herrlich klingen ließ,  
 besang die von Rauch modellirte Statue der Königin:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Flüge hauchen  
 Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;  
 Der Schummer nur senkt seine Flügel nieder,  
 Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder  
 Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen  
 Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,  
 Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,  
 So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,  
 Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,  
 Dann ruht dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,  
 Ein guter Engel für die gute Sache!“

Und konnte der König das Andenken seiner Gemah-  
 lin schöner verherrlichen, als durch die Stiftung des

eisernen Kreuzes am Geburtstage, der, wie Hippel sagt: „unser Beginnen aus Sternenhöhen hinab segnenden Königin.“ Als Deutschland durch die Völkerschlacht bei Leipzig den Feind vom vaterländischen Boden vertrieben, eilte der König nach Charlottenburg, trat in das Grabgewölbe, zu dem er allein den Schlüssel hatte und legte auf den Sarg seiner verklärten Luise einen Lorbeerzweig.

Nach dem zweiten Pariser Frieden, schrieb Scheffner: „Wie reichlich hätte die Königin sich für alle Leiden entschädigt gehalten, hätte sie ihres Todfeindes Napoleon Verjagung nach Elba und St. Helena und ihres Friedrich Wilhelm's siegreiche Einzüge in Paris ahnen können!“

Aber vor allem, was würde sie ihrem Gatten gewesen sein, sie, die ihrem königlichen Sohne Friedrich Wilhelm IV. als eigentliches Erbtheil die Frage der deutschen Einheit hinterließ! Nun war Friedrich Wilhelm III. doch selbst verwaißt, und obgleich Herrschaft und Friede auf mehr als ein Menschenalter gesichert waren, durfte Chateaubriand in einem tiefempfundnen Gedichte auf das Mausoleum in Charlottenburg doch zu dem wachthabenden Invaliden im Sinne des lange trauernden Königs sagen:

Un trône ne console pas.

### Kapitel III.

## Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Ein liebliches, frisches, reines Naturkind aus der bescheidenen Stille der heimatlichen Berge, kam Prinzessin Marianne von Hessen an den Königshof in Berlin. Von einem klaren, richtigen Verstand, einem edlen, tieffühlenden Herzen geleitet, voll lauterer Wahrheit wußte die junge Fürstin auf dem schlüpfrigen, erkünstelten Boden des Hoflebens sich ihre natürliche Einfalt zu bewahren. An eine hehre, erhabne Frau, an die Königin Luise, die ihr schon den Weg zu einem traulichen Familienleben gebahnt, indem sie die französische Galanterie verbannt, die an allen deutschen Höfen eingenistet war und die guten, alten, vaterländischen Sitten verdrängt hatte, konnte die junge, unschuldige, in den Intriquen und Cabalen des Hoflebens unerfahrne Prinzessin sich anlehnen. Sie fand an ihr nicht allein eine zärtlich liebende Schwester, sondern eine treue wahre Freundin, durch deren leuchtendes Vorbild sie, die jüngere, sich herrlich entwickelte. Es waren Rose und Knospe in innigster Gemeinsamkeit bei einander.

Die Stürme der Außenwelt, die den sonnigen Himmel beider Fürstinnen so bald trübten, hatten schon tiefe Schatten auf die Kindheit der Prinzessin Marianne geworfen. Am 13. October 1785 in Homburg geboren, hatte sie unter den Drangsalen des ersten Krieges, den Deutschland gegen die französische Republik geführt, viel gelitten. Noch spät erinnerte sie sich deutlich der Schrecken, welche die Belagerung von Mainz in ihrer Heimath verbreitet, und erzählte, wie ihr Bett unter den Kanonenschüssen erzittert und sie mit ihrer ganzen Familie vor den einrückenden Franzosen die Flucht ergreifen mußte.

Bei der verschiedenartigen, fast entgegengesetzten Richtung beider Eltern wirkten auch beide sehr verschiedenartig auf die Tochter ein. Die Mutter hatte, wie die meisten deutschen Fürsten und Fürstinnen jener Zeit eine entschiedene Vorliebe für das Französische, schrieb und redete nur in dieser Sprache. Sie war lebhaft und feurig, hing sehr an Glanz und Pracht, und konnte sich nur schwer an die bescheidenen Verhältnisse, in denen der Hof in Homburg lebte, gewöhnen. Dagegen war der Vater ein sehr frommer Mann, von echt deutscher Gesinnung, der sich nur in seiner Muttersprache sowohl schriftlich als mündlich ausdrückte, und mit der innigsten Liebe an seinem Vaterlande hing, die er auch seinen Kindern einzuflößen sich bemühte. Am wohlsten fühlte er sich in der Einsam-

keit, wenn er ungestört sich seinen Betrachtungen hingeben konnte, und stand mit mehreren bedeutenden Männern, unter andern mit Lavater in naher Beziehung. Prinzessin Marianne, trotz ihrer zärtlichen Liebe und hohen Verehrung für die Mutter, schloß sich doch inniger an den Vater an, dessen ganze Denk- und Gefühlsweise der ihrigen mehr entsprach.

Als Kind kam sie vielfach mit Franzosen in Berührung: den ersten Unterricht in der Tonkunst hatte sie bei einer Französin, die aber auch deutsche Musik zu würdigen wußte, indem sie ihre Schülerin mit den Chören aus Gluck's Iphigenie bekannt machte, und die erste Gejspielin der Prinzessin gehörte einer französischen Emigrantenfamilie an. Dennoch bewahrte die junge Fürstin ihr echt deutsches Gemüth. Schon damals keimte in ihrer Brust eine große Liebe zum Vaterlande, die später, in der Zeit der Noth, in den herrlichsten Thaten sich kund gab. Die Erinnerungen an ihre Jugend und ihre Heimath blieben ihr immer theuer, und mit der zärtlichsten Liebe hing sie an ihren Geschwistern. Ihrer Erzieherin, ihren Lehrern und Lehrerinnen bewahrte sie immer eine große Anhänglichkeit. So schrieb sie noch im Januar 1815 an ihren Religionslehrer in Homburg: „Es hat mir eine ganz unaussprechlich große Freude gemacht, einmal wieder die Züge ihrer Hand zu erblicken, lieber Herr Oberpfarrer, und ich danke Ihnen herzlich, daß sie meine

kleine Gabe so gütig und freundlich aufgenommen haben; es ist mir ein lieber Gedanke, daß mein Bild in ihrer hübschen Gartenstube hängt, damit Sie manchmal aufgefordert werden, wenn Sie sich in derselben der neuen Frühlingssonne erfreuen werden, meiner zu gedenken, denn in der Stube habe ich so angenehme Augenblicke in meinem Leben zugebracht, die mir ewig erinnerlich bleiben werden. . . . . Keine Empfindung ist mir willkommener in meinem Norden, als wenn es mich so lebendig an das über Alles geliebte Vaterland mahnt.“

Mit einer Jugendfreundin aus bürgerlichem Stande unterhielt sie bis an das Ende ihres Lebens einen lebhaften Briefwechsel.

Dieser edle Kern hatte eine nicht minder edle Hülle, denn Prinzessin Marianne verband mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Herzens und des Charakters Schönheit und Anmuth. Von Allen, die sie kannten, geliebt und verehrt, machte sie auch auf jeden Fremden einen bezaubernden Eindruck, und als im Sommer 1803 der schöne, ritterliche Prinz Wilhelm von Preußen an den Rhein kam und die Prinzessin Marianne sah, ward alsbald der Bund zweier edlen, in leidenschaftlicher Liebe sich für einander bestimmenden Herzen geschlossen. Am 12. Januar 1804 ward im Schlosse zu Berlin ihre Vermählung gefeiert. Das

Volk jubelte der jungen Fürstin zu, es liebte den Prinzen Wilhelm und da es wußte, daß die Prinzessin die Gemahlin seiner Wahl war, ging es ihr mit Vertrauen entgegen und ließ sie der Beehrung, die ihr Gemahl genoß, theilhaftig werden. Und wie hat sie dieses Vertrauen gerechtfertigt und sich solcher Verehrung würdig gezeigt!

Auf den prunkenden Hoffesten, die zur Feier ihrer Vermählung veranstaltet wurden, gefiel sie sich nicht. In solchen Stunden sehnte sie sich zurück nach dem einfachen stillen Leben in der Heimath. War ihr doch vor ihrem Einzuge in Berlin noch nie ein Fremder vorgestellt worden, und nun auf einmal ein solches Gewoge glänzender Gestalten! Der Glanz blendete sie, aber that ihr nicht wohl. Ihr reiches Gefühlsleben fand keine Befriedigung in dem leerem Prunk, nur in den stillen Freuden des häuslichen Glücks, welches die zärtliche Liebe ihres Gemahls ihr bereitete, war sie heiter und froh und mißte nicht die traute Heimath. Während sie sich von ihrer höfischen Umgebung ziemlich fern hielt, schloß sie sich an bedeutende Menschen von vorzugsweise hohem Charakter gern an, und von dieser frühen Zeit her datirt ihre Freundschaft mit dem Minister von Stein, die sie ihm bis an das Ende seines Lebens treu bewahrte. Ungefähr im Jahre 1808 entwarf Stein folgendes Bild von der Prinzessin Wilhelm:

„Die Prinzessin Wilhelm verbindet mit Schönheit und Würde einen kräftigen, gebildeten, besonnenen Geist und ein edles, großes, tiefes Gemüth. Ihre Gestalt ist der Abdruck ihrer Seele, Reinheit, Ebenmaß, Würde. Sie ist geboren zu einem Thron, aber sie wird auch jede Lage des Lebens verschönern und veredeln, und wäre sie die niedrigste. Ihre Erziehung erhielt sie von einem vortrefflichen Vater, der ihr Lehrer und Freund war, und frühzeitig die Keime des Großen und Guten in ihr entwickelte. Frühzeitig wurde sie mit Leiden und Entbehrungen mancher Art befannt; als Kind vertrieb sie die Invasion der Franzosen aus dem väterlichen Wohnsitze; nur wenige Jahre vermählt, begleitete sie die königliche Familie in den unglücklichen Jahren 1806, 7, 8. Hier verlor sie ihre zwei Kinder, und ihren Gemahl entfernte der Feldzug und die Sendung an Napoleon.“

„Sie liebt Geschichte und erlernt sie aus den Uebersetzungen der Alten, die sie mit großer Aufmerksamkeit liest und durch Auszüge in ihr Gedächtniß einprägt. Ihr Urtheil über Menschen ist bei solchem Gemüth und solchen Beschäftigungen strenge, frei von Vorurtheilen; sie ist unerbitterlich gegen das Flache und Gemeine, und wäre es auch mit dem Glanze des Thrones umgeben.“

„Eine Folge ihrer Besonnenheit und der Würde, mit der sie jedem seine Stelle anweist, ist die Ver-



schwiegenheit, die sie in einem hohen Grade besitzt. Sie hat einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, zu einem innern, in sich gesammelten Leben, das ihre äußeren Verhältnisse, mehr als gut ist, befördern. Ihre Liebe zur Kunst ist verbunden mit einem ausgezeichneten Talent im Zeichnen, das sich durch sich selbst, weniger durch Unterricht entwickelt hat.“

Als die Prinzessin Wilhelm Mutter geworden, erfüllte sie diese heilige Pflicht mit seltner Hingebung. Sie nährte selbst ihr Kind, was zur damaligen Zeit nicht allein bei den höheren Ständen, sondern auch in den Mittelklassen etwas ganz Ungewöhnliches war. Das Beispiel der Fürstin fand vielfache Nachahmung und so bürgerte sich die gute alte natürliche Sitte wieder ein. Im Sommer 1806 hatte die Prinzessin die Freude mit ihrem erstgeborenen Töchterchen ihre Heimath zu besuchen und im elterlichen Schloß, umgeben von ihren Lieben, einige glückliche Wochen zu verleben. Noch hatte sie keine Ahnung von dem schweren Gewitter, das an Preußens politischem Horizont heraufzog und sich alsbald über das Fürstenhaus und Volk entlud.

Während Woltman die Behauptung aufstellt, daß die Fürstin Luise Radziwill (die Tochter des Prinzen Ferdinand, Bruder Friedrichs des Großen) die thätigste von allen preussischen Damen war, durch Intriguen

zum Krieg gegen Frankreich anzufeuern, sagte er von der Prinzessin Wilhelm:

„Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborene hessenhomburg'sche Fürstin, an solcher Intrigue Theil, wie wohl sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andere gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider, und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Billede gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen Berliner Welt über den Hof von St.-Cloud sich lebhaft äußern hörte, da konnte man gewöhnlich unterscheiden, ob ihr Ton aus dem Zirkel der Prinzessin Wilhelm oder der Prinzessin Radzivil angegeben war. Die jenen führten, sprachen mit einem gewissen innern Schauer von dem Kaiser Napoleon, und nahmen ihn wie ein Wesen, vor welchem alles Heilige und Keine auf der Welt vergehen müsse; einen Spott über ihn, seine Umgebungen, seine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; sie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehlen.“

Die schrecklichen Folgen der Niederlage bei Jena nöthigten auch die Prinzessin Wilhelm aus Berlin zu

fliehen. Sie erreichte Danzig, wo sie am 6. November von einer Prinzessin entbunden ward. Kurz zuvor hatte sie ihr erstgebornes Kind verloren. Prinz Wilhelm, von Sorgen um sein Vaterland und seine Familie fast erdrückt, verließ schleunig das Heer, um seiner Gemahlin zu Hülfe zu eilen. Da sie kaum genesen, mußte die Flucht trotz der kalten Jahreszeit mit dem jungen, etwas leidenden Kinde fortgesetzt werden. Die Fahrt über die Nehrung ging glücklich von statten. Bewundernd hingen die Blicke des Prinzen an dem prächtigen Untergange der Sonne im Meere, aber die Prinzessin, sonst so empfänglich für die Schönheiten der Natur, saß still in sich gefehrt, voll banger Sorge um ihr Kind. Als sie in Pillau ankamen, stürzte die Mutter auf das Bett der Kleinen zu — aber sie fand nur eine Leiche. Doch selbst diese wollte sie nicht auf einem Boden zurücklassen, der vielleicht bald nicht mehr heimisch war, und so hielt sie während einer beinahe zweitägigen Fahrt das todte Kind in ihren Armen. Groß war ihr Schmerz — er ward noch vergrößert durch das Unglück des Vaterlandes.

Zwei liebliche Töchterchen hatte die Vorsehung der Fürstin in Kurzem geschenkt und sie ihr alsbald wieder genommen, sie hatte Mutterfreuden genossen, um sie dann desto schmerzlicher entbehren zu müssen. Nur in der zärtlichen Liebe ihres Gemahls fand sie Trost.

Tief gebeugt kam sie in Königsberg an; was sie dort sah und hörte war nicht geeignet sie aufzurichten. Aber in dieser Zeit der Prüfung bereitete sie sich im Stillen, ja unbewußt auf den großen Beruf, den sie dann später so glorreich erfüllte, vor. Beinahe drei Jahre währte ihr Aufenthalt in Königsberg. Das einfache zurückgezogene Leben, das die königliche Familie dort führte — Prinz Wilhelm verzichtete auf ein Drittel seiner Apanage — war für seine Gemahlin keine Entbehrung. Wenn die Schmach des Vaterlandes und das eigne Unglück ihr nicht so viel Kummer bereitet, hätte sie sich in Königsberg sogar wohl und behaglich gefühlt, denn das höfische Wesen verschwand vor dem Ernst der Zeit, und nur die Edelsten der ganzen Nation scharten sich um den König und die königliche Familie, die begeisterten Patrioten, die nicht unthätig auf eine bessere Zukunft hofften, sondern sie zu erschaffen beieifert waren.

Während ihr Gemahl von der Außenwelt vielfach in Anspruch genommen ward, indem er unter Scharnhorst's Leitung an der Neubildung des Heeres thätigen Antheil nahm, wußte sie ihre Einsamkeit trefflich zu nutzen. Sie las viel, sich vorzüglich mit Geschichte und klassischer Literatur beschäftigend, und schrieb viel. „Scheffner, der geistesfrische Greis, dessen Freimuth,“ wie Frau von Berg sagt, „für

die hochgefunnte Königin die köstlichste Würze ihrer mündlichen und brieflichen Unterhaltung mit ihm war, hielt auch der Prinzessin Wilhelm Vorträge.“ Er las ihr namentlich, erzählt Frau von Berg, \*) „Klinger's Geschichte eines Deutschen,“ und, da sie eine Freundin der alten klassischen Literatur war, einige Satyren des Horaz von Wieland vor. Bei näherer Bekanntschaft mit ihren Talenten für Künste und Wissenschaften und Wahrnehmung einer gewissen Kälte und Zurückhaltung in ihrem Aeußeren rieth Scheffner mit seiner gewohnten Offenherzigkeit der Prinzessin: „ihr Geisteslicht nicht unter den Scheffel zu stellen; denn da die natürliche Sonne selten die Hofzimmer erhelle, müsse man für Herzenserleuchtung sorgen.“ Ein deutlicher Beweis für die Bescheidenheit der Prinzessin, die selbst mit dem Erguß ihres reichen Gemüthes zurückhielt.

Doch die Zeit war eine zu bewegte für ruhige Studien, die Außenwelt griff immer störend in das Stillleben ein. Preußen konnte die ungeheure Kriegscontribution, welche ihm durch den Tilsiter Frieden auferlegt war, bei der fortdauernden Last der Einquartierung nicht erschwingen, und Prinz Wilhelm unterzog sich der schweren Aufgabe bei dem Kaiser Napoleon eine beschleunigte Räumung des Landes

---

\*) v. Berg, Luise Königin von Preußen. S. 289.

und eine Herabsetzung der Contribution zu erwirken. Alexander von Humboldt, damals schon ein berühmter Gelehrter und als feiner Weltmann nicht minder gefeiert, ward zum Begleiter des Prinzen ausersehen, um ihm durch seine genaue Kenntniß der Personen und Verhältnisse mit seinem Rath beizustehen. Um dem Prinzen ein größeres Vertrauen Napoleons zuzuwenden, hatte Stein den Gedanken, ihm eine thätige Theilnahme an den Staatsangelegenheiten einzuräumen, und empfahl dem König seine Ernennung zum Kriegsminister. Der König war nicht abgeneigt, sobald der Prinz die zu einer solchen Stellung erforderlichen Kenntnisse sich erwerben würde. Als Prinz Wilhelm in Paris ankam, war der französische Kaiser verreist und kehrte erst im Jahre 1808 aus Italien zurück. Stein\*) veranlaßte den Prinzen seinen verlängerten Aufenthalt zur gründlichen Beschäftigung mit den französischen Kriegseinrichtungen zu benutzen und Denkschriften über die Bildung, Zucht, Uebung und Erziehung des Heeres auszuarbeiten, welche bei der neuen Einrichtung des Preussischen Kriegswesens benutzt werden könnten. Während dieser Vorbereitungen kehrte Napoleon nach Paris zurück. In der ersten Unterredung mit dem Prinzen äußerte er sich mit Härte und Bitterkeit über den König. Der Prinz stellte

---

\*) Pertz, Leben Stein's. Th. II. S. 93. 94.

ihm mit der größten Lebhaftigkeit das Unglück seines Vaterlandes und der königlichen Familie vor, suchte ihn zu überzeugen, man werde nach erfolgter Räumung mit größter Gewissenhaftigkeit die Zahlungsverpflichtungen einhalten; zuletzt als er glaubte, Napoleon in einer milderen Stimmung zu finden, da dieser ihn aufzurichten sich bemühte, erklärte er mit vieler Lebhaftigkeit: er selbst erbiete sich mit seiner Gemahlin zu persönlicher Verhaftung bis zur erfolgten Zahlung! Napoleon trat vor ihn, umfaßte ihn und sagte: das ist sehr edel, aber unmöglich. Dem Prinzen, der sich während seines verlängerten Aufenthalts mit Ernst und Würde benahm, behandelte er mit Auszeichnung, verwies jedoch alle Geschäftsverhandlung an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, der seinerseits die politische Unterhandlung nicht eher beginnen zu können erklärte, bis die Geld-Verhandlung mit Darü zu Ende geführt und dessen Bericht in Paris angekommen sei. Die Sendung des Prinzen war also mißglückt; sie hatte gezeigt, daß Napoleon seine Vortheile zu behaupten entschlossen sei, und man mußte wieder alle Bemühungen auf Berlin richten. Jenes Anerbieten zur persönlichen Verhaftung hatte der Prinz vor seiner Abreise von Memel insgeheim mit seiner Gemahlin verabredet; er wollte sich dessen als letzten und äußersten Mittels bedienen.“

Der Entschluß der Prinzessin jedes Geschick, selbst das härteste, mit ihrem Gemahl zu theilen, spricht sich in folgendem Brief aus:

„Daß ich solches niederichreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinjinken, sieh, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es möglich aber wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen und er es anders mit Dir enden wollte — o da giebt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließ! — Wir stehen allein jetzt — wir dürfen es — Amalie ist ja auch schon todt. — O dann sind wir ja auf ewig selig.“ — Als der Brief in Paris ankam, war die Sendung schon mißlungen. Prinz Wilhelm äußerte bei seiner Rückkehr:\*) „Bei dem Umsturz aller Staaten, wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, indem es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europa's wird wieder erstehen sehen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto

---

\*) v. Berg, Luise Königin von Preußen. S. 327.



eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammen brechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum ihn zu erwarten.“ —

Die heroische Opferfreudigkeit des Prinzen und seiner Gemahlin hat ihnen ein Denkmal bei dem preußischen Volke gesetzt, das Stein und Erz überdauern und noch nach Jahrhunderten in der Erinnerung des Volkes fortleben wird.

Ein harter Schlag für die Prinzessin Wilhelm war die Entlassung Stein's aus dem preußischen Staatsdienst, welche durch den Einfluß der Franzosen herbei geführt wurde. Von Napoleon geächtet und verfolgt, fand er in den österreichischen Staaten eine Zufluchtsstätte und schrieb von dort an die Prinzessin Wilhelm:

„Ueberlassen sich Eure königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereignisse dieser Tage, und geben Sie den Voratz auf, wieder einsam in sich zu leben. Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenschaften, als daß diese nicht in unserer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten: Sie besitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen, gebildeten Geist: Sie und Ihr Gemahl sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Bessern und Edlern sammeln.

Verzweifeln E. K. Hoheit an den Menschen nicht; hat gleich Charakterchwäche, Leichtsinm und Flachheit der einen, niedriger Neid und Selbstsucht der andern, sehr schlimm in diesen Tagen ihr Wesen getrieben, erregt dieses Gemisch der unedelsten Leidenschaften mit dem dienstfertigen Geplatze den tiefsten Unwillen, so überzeugt mich doch meine neueste Erfahrung von dem Dasein ausgezeichnet vortrefflicher Eigenschaften, von wieder auflebender Vaterlandsiebe, von Bereitwilligkeit Alles diesem Gefühl aufzuopfern, und ich habe von Personen, von denen ich es nicht zu erwarten Ursache hatte, die rührendsten Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten. Gewiß sind die Bemühungen der Guten und Kräftigen nicht verloren, ewig wahr bleibt:

The firm patriot  
Who made the welfare of mankind his care,  
Though still by faction vice and fortune cross'd,  
Shall find the gen'rous labour was not lost.

*Cato by Addison.*

Geben Eure königliche Hoheit den Vorsatz der Abgeschiedenheit auf, dies wäre ein moralischer Selbstmord: Ihr Gemahl und sie müssen die Bessern und Edlern um sich sammeln, und ihr Anführer im Kampfe des Gemeinen und Schlechten sein — entfernen Sie von sich Alles, was zu dem letztern

gehört, und erfüllen Sie gewissenhaft den Beruf, den Sie von der Vorsehung erhielten, indem sie Sie mit so herrlichen Eigenschaften ausrüstete.“ —

Mit großer Begeisterung folgte die Prinzessin Wilhelm der muthigen Erhebung Oestreichs im Jahre 1809. Vier ihrer Brüder dienten im österreichischen Heere und der Kampf des Bruderstaats konnte auch auf das Wohl und Weh Preußen's entscheidend einwirken. Stein schrieb unter anderm in jener Zeit an die Prinzessin:

„Seit diesem 16. März haben wir eine abwechselnde Reihe von niederschlagenden und auch wieder aufrichtenden Begebenheiten erlebt, und jetzt ist seit vier Wochen eine Ruhe, die dem Sturm vorhergeht.“

„Ich wünsche Ew. Königliche Hoheit wären Zeuge von den Aeußerungen des vortrefflichen Geistes, der in dieser Monarchie herrscht; man leistet mit Bereitwilligkeit jedes Opfer um das kostbare Gut der National = Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu erhalten. Sie sehen Menschen von jedem Stand, von jedem Alter an dem allgemeinen Kampfe freiwillig Theil nehmen, und in die Landwehr treten.“

Wie sehr contrastirt dieses Betragen mit dem Sklaven = Sinn der deutschen Fürsten des Rheinbundes, die um ihre hinfallige Existenz und ihre erbettelte Macht zu erhalten, sich zu Bögen der verhöhten, erdrückten, ausgefogenen Nationen brauchen lassen.

Mehr als sie und alle ihre Umgebungen ehre ich den tapferen Tyroler, der für seinen Kaiser sicht und blutet.

Ebenso menschenfreundlich ist die Nation als sie brav ist.“ — Am Schlusse des Briefes sagt er:

„Der Unterricht in der Geschichte, dessen Ew. Königliche Hoheit erwähnen, giebt Gelegenheit den jungen Gemüthern, denen man ihn vorträgt, frühzeitig Liebe zum Vaterlande einzulößen, sie mit den großen Männern bekannt zu machen, die zu seinem Ruhm und zu seiner Verherrlichung in Krieg, in Wissenschaften, in der Staatsverwaltung beitrugen.“ —

Der unglückliche Ausgang des heldenmüthigen Kampfes versetzte die Fürstin in die tiefste Bekümmerniß, aber er stählte doch ihren Glauben an die Opferwilligkeit des preußischen Volkes, wenn dereinst dessen Stunde schlagen werde. Die süße Hoffnung der Prinzessin, wieder Mutterfreuden zu genießen, ward durch die Geburt eines todten Sohnes vereitelt. Immer mehr zog sie sich in sich selbst zurück, immer lieber ward ihr die Einsamkeit. So konnte sie sich auch nicht entschließen, den König und die Königin auf ihrer Reise nach St. = Petersburg im Winter 1809 zu begleiten. Prinz Wilhelm reiste mit dem Königspaar, aber seine Gemahlin blieb zurück, sich mit wahrhaft mütterlicher Liebe der Pflege der königlichen Kinder widmend. Im December 1809 erfolgte die

Rückkehr des ganzen Hofes nach Berlin. Der Abschied von Königsberg, wo sie sich heimisch gefühlt, ward der Prinzessin sehr schwer; sie fürchtete, daß das Leben in der Residenz vielleicht wieder eine glänzende, lachende Außenseite zeigen werde, was ihr verstörtes Gemüth um desto schmerzlicher berührte. Ihre Zimmer im Schlosse zu Berlin bezeichnete die Prinzessin nur als ihren „goldnen Käfig.“ Vermuthlich hat sie ihre Empfindungen in einem Briefe an Stein aus jener Zeit unverhohlen ausgesprochen, denn er schrieb ihr:

„Der Aufenthalt in Königsberg muß uns allen unvergeßlich sein; es war eine Zeit der Prüfung, des Ausdauerens, des Strebens nach einem bessern und edlern Zustande der Dinge. Schwäche, Ränke der Einheimischen, rohe Gewalt der Fremden, zufällige Ereignisse haben Alles vereitelt, die Werkzeuge zertrümmert, zerstreut. Das Bewußtsein einer reinen Absicht, die Bilder der bessern und edlern Menschen, die diesen Gerechtigkeit widerfahren ließen und ihre Theilnahme gewährten, begleiten die Entfernten in jeder Lage des Lebens, und ganz ohne Wirkung und Folge blieb das Begonnene nicht. Mir wird das Andenken an eine junge Fürstin, die mit allen Glanz äußerer Schönheit, ein herrliches, für jedes Edle und Große empfängliches Gemüth verbindet, unvergeßlich sein; ihre Lage im Leben sei, welche sie wolle, sie

wird sie durch ihre Gesinnung und Betragen verdeln, und erheben. — Allerdings sind unsere Wünsche und Erwartungen in Vielem getäuscht, es bleibt aber immer tröstlich, daß Treue und Tapferkeit, wenn sie auch nicht zu siegen vermochten, sich auf eine glänzende Art äußerten und die Grundfesten des Staats erhielten, daß ihre Aeußerung als hervorleuchtendes Beispiel auf Zeitgenossen und Nachwelt wirken werden, und daß ein System, gegründet auf Gewalt und Willkür zur Verherrlichung des Einzigen, nicht zur Beglückung des Ganzen, früh oder spät der öffentlichen Meinung und der Gegenwirkung gereizter Kräfte und gekränkter Gefühle unterliegen muß. Diese öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, das Gemeine zu bekämpfen ist die Pflicht und das Geschäft der bessern unter den Zeitgenossen. Mit einer solchen Ueberzeugung wird man die mannigfaltigen peinlichen Lagen, die unserer noch warten, mit Muth und Resignation durchleben, seinen innern Frieden bewahren, seinen Weg unter Verwickelungen aller Art leicht auffinden, und es vermeiden ein Spiel der Meinungen, des Einflusses und der Ränke gemeiner Menschen zu sein.“ —

Im Sommer 1810 ward der Prinzessin die lang entbehrte Freude zu Theil, ihre geliebte Heimath wieder zu sehen. Doch nur zu schnell verwandelten sich ihre frohen Gefühle in die allerschmerzlichsten. Die Königin Luise, die sie vor wenigen Monaten in

der Fülle der Schönheit und auch scheinbar in guter Gesundheit verlassen, hatte der Tod plötzlich dahingerafft. Die Prinzessin Wilhelm war tief erschüttert, und nichts vermochte ihren Gram zu lindern, den sie ganz in ihr Inneres verschloß; sie kehrte nach Berlin zurück, um dem König und seinen Kindern in dieser schweren Zeit eine Stütze zu sein. Ihrem bewährten Freund Stein schüttete sie endlich ihr bekümmertes Herz aus, und keiner konnte lebhafter mit ihr, ihr Leid fühlen.

Die Prinzessin Wilhelm an Stein.

„Berlin, den 14. Decbr. 1810.

Zwei liebe Briefe von Ihnen liegen vor mir, und ich kann es selbst gar nicht begreifen, wie ich sie so lange habe unbeantwortet lassen können. Die Haupt-Ursache davon war wohl die tiefe Traurigkeit, in der ich hier zurückkehrte; nach vier so glücklich verlebten Monaten im theuren Vaterlande mußte dieser harte Schlag mich treffen, mich zu mahnen an die Unvollkommenheit des irdischen Glücks. Sie haben auch in dieser Gelegenheit theilnehmend mein gedacht, dankbar fühlt es mein Herz, wie gut das von Ihnen war. Hätten Sie nur dem Ihrigen ganz gefolgt, und es dem armen unglücklichen König gezeigt, wie Sie seinen großen Verlust bejammerten, es würde ihn sehr gefreut haben und wer hätte denn schlecht

genug sein können, diesen Schritt Ihnen in einem solchen Augenblick anders auslegen zu wollen, wie Sie es befürchteten? — Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geschrieben haben, weil ich Zeuge gewesen bin, wie sehr ihn solche Beweise von Antheil noch gerührt haben in seinem unendlichen Schmerz, so viel mehr wie ich gedacht hätte, daß man empfänglich sein könnte für so etwas in einer solchen Zeit.

In einem Brief läßt es sich nicht alles so auseinander setzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gerne sagen, wie so alle Unnehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist, mit Ihr, — Sie war so unaussprechlich gut und schweesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß Sie ach! mit ewigen Kummer vermissen. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben, seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich! —

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh . . . . .

Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird — er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann.



Was mich heut so unwillkürlich hinriß, Ihnen zu schreiben, war, daß ich zum ersten Mal die V. Vorlesung von Süvern über die Ritterzeit gelesen habe. — Sie sagten mir so oft, ich sollte jene Vorlesungen durchlesen, aber ich kam in Königsberg nur zu der ersten; nun las ich die V. — Es hat mich diese Schrift so erhoben und ergriffen, wie beinahe noch keine, denn es war so ganz alles, wie ich es meine und fühle, so fromm und deutsch, wie gewiß nur die Zeit sein konnte, wo die Menschen noch glaubten und demüthig waren. — Mir ist's, als wenn Philosophie Eigendünkel erzeugte, und daß diese beiden Dinge daher das Zeitalter verdürben. — Ich rede wohl recht eingeschränkt und als wenn ich aus einer dunkeln Zeit redete — aber mit jedem Tag nimmt das bei mir zu, je mehr ich mich so augenscheinlich von der Nichtigkeit des Irdischen überzeuge. Ach! da wird man so klein und demüthig vor dem Allein=Allmächtigen — das führt zum Glauben, deucht mir, nicht zum Hellesehen, in den Dingen, die der Mensch doch einmal nicht durchschauen kann.

In einem bin ich besser geworden, ich darf es sagen, seitdem wir von einander schieden, in der Frömmigkeit. —

Lesen sie mir zu Gefallen doch noch einmal die V. Vorlesung. — Mein erster Gedanke war, warum

Sie den Verfasser nicht zum Erzieher damals vorgeschlagen hätten?

Ich werde ihn nun kennen lernen.

Beinahe erschreckte ich, indem ich gewahr werde, daß ich nur von mir sprach — und so gerne hätte ich nur von Ihnen gesprochen, und Ihnen alles erzählt, was ich von Ihnen gehört habe von Ihren Unterthanen — aber im Grunde geht das in einem Brief auch nicht wohl an. Wie ich dort in der Gegend nur an Sie dachte, werden Sie mir leicht glauben, ein jeder sprach von Ihnen, wie ich von Ihnen denke, das thut mir so innig wohl und rührte mich oft zu Thränen. — Einmal bekamen wir ein starkes Gewitter auf der Bahn, da mußten wir ein Paar Stunden in Nassau bleiben. Der Arzt war in der Stube, und ein junger Mann, der Sohn eines Justizrathes — da wurde viel erzählt von der alten Zeit — ach! und das interessirte mich so sehr, so sehr. — Ein Mann von N. kam auch als zu uns und war im höchsten Entzücken, wenn er von Ihnen reden konnte, ein gemeiner Mann nur, Philipp Balzer.

Ich muß enden. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner und meiner hohen Achtung.

M.

N. S. Meiner wartet morgen ein großes Glück. Fünf meiner Brüder kommen — ich bin ganz außer

Arndt, deutsche Frauen.

7



mir vor Freude. Der Eine liebt so sehr Ihren Schwager und möchte Sie so gerne kennen lernen. — Ich habe Schön mehrere Mal gesehen und er gefiel mir sehr. — Wilhelm empfiehlt sich Ihrem Andenken, ich mich Ihrer Gemahlin.“

Stein an die Prinzessin Wilhelm.

„Prag, den 17. März 1811.

Die Erwartung einer sicheren Gelegenheit hielt mich seither ab, Ew. Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 14. December zu beantworten, dessen Inhalt Ihr zartes, frommes Gemüth so treu darstellt und mich tief gerührt hat. In dem Umgang mit einer so edlen Freundin wird der König einen Ersatz für das Verlorne finden, in dem täglichen Leben, in den Augenblicken des Kummers, den ihm die Erinnerung der Vergangenen und die trübe Aussicht auf eine verhängnißvolle Zukunft verurjachen. Ich verehere ihn wegen seiner religiösen Sittlichkeit, seiner reinen Liebe zum Guten, ich liebe ihn wegen seines wohlwollenden Charakters, und beklage ihn, daß er in einem eisernen Zeitalter lebt, wo diese Milde, diese Rechtschaffenheit nur seinen Fall beförderten und in welchem nur Eins Noth thut, um sich zu erhalten, ein überwiegendes Feldherrntalent, verbunden mit rücksichtslosem Egoismus, der alles beugt und niedertritt, um auf Reichthümern zu thronen.

Die Vorlesungen von Sövern las ich zu Königsberg in einer der Königin gehörenden Handschrift, ich selbst besitze sie nicht, wünsche aber, sie zu haben. Der Verfasser ist ein äußerst achtungswerther Mann wegen seiner seltenen Geisteskräfte und Kenntnisse, wegen seines reinen edlen Charakters; sollte aber dieser einfache, schlichte, mit dem Hof und seinem Treiben, der großen Welt und ihrem Gewirre so ganz unbekannt gelehrte geeignet sein, in diese Verhältnisse zu treten, um einen jungen Prinzen zu leiten? — sollte er es selbst gewünscht haben? — ich glaube es kaum.

Gewiß besaß das Zeitalter, dessen Ev. Königliche Hoheit erwähnen, überwiegende Vorzüge vor dem unsrigen; diese frommen, treuen, für Religion, kriegerische Ehre und Liebe beseelten Menschen, wie vermag man die zu vergleichen mit den kleinlichen, frivolen, zusammen geschrumpften, genußliebenden Egoisten unseres Zeitalters. In jenem Zeitalter erscheinen große Begebenheiten und vorzügliche Menschen, in dem unsrigen große Begebenheiten durch die Gemeinheit und Ungehundenheit der Menschen herbeigeführt. Was hat bei uns jene großen Gefühle, jene kräftigen Triebfedern des menschlichen Handelns ersetzt? Was hat unser metaphysisches Wortgeflingel bewirkt? — Frankreich klagt jetzt laut seine Philosophen an, als Verderber des öffentlichen Geistes, als Zerstörer der

religiösen und moralischen Grundjätze, als Veranlasser einer scheußlichen Revolution, die mit einem eisernen Despotismus geendigt hat — u. s. w.

Die Prinzessin Wilhelm an Stein.

Berlin, den 6. Juni 1811.

Obgleich ich krank bin und zum Schreiben daher nicht sehr aufgelegt, so kann ich die Feder doch heute nicht ruhen lassen, da sich eine gute Gelegenheit darbietet sie um Ihtretwillen zu gebrauchen — auch kann ich nicht länger meinen gerührten Dank verschweigen für Ihren Brief vom 17. März; es war mir einmal wieder so wohl dabei, weil es mir schien, ich hörte Sie selbst reden. Alles was Sie mir sagen muß mir lieb sein und mich interessiren, aber der Inhalt dieses letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir so werth, aus Ihrem Munde die Bestätigung dessen zu hören, woran ich so oft denke und in denselben Gefinnungen bin — denn die Zeit und die neuen Menschen fordern einen auf, Vergleichen anzustellen, und da fällt mir auch immer der Contrast in die Augen; wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildheit unseres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir so klar scheint, daß der alte grade Weg so viel eher zum Ziele führte, wie unsere geregelten, die doch so frumm laufen. Eben so schlicht, aber festen Glaubens steht

in meinem Herzen der Unterschied der Religion und Philosophie geschrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders urtheilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erstere so unendlich hoch über die andere setzt — es kommen die Menschen nehmlich und disputiren darüber und sagen, ob denn ein schönerer Grundsatz zu finden sei in der ganzen Bibel wie der: „thue das Gute um des Guten willen“ — wie uneigennützig, wie groß, wie einfach das sei? — Meine geringe Meinung ist aber, daß grade darin der Stolz der heutigen Menschen sich ausspricht — ach! die Demuth, deucht mir, steht dem schwachen Menschen so viel besser an; und in dem Ausspruch des Christenthums, welcher dieses charakterisirt, wie jener die Philosophie, liegt so ganz der Unterschied: „thue das Gute um der Liebe willen,“ welche Milde! Ja, wenn der Hochmuthschwindel einmal vorüber ist, dann, meine ich, werden schönere Sterne wieder leuchten. — Wie ich oben wieder lese, was ich hingeschrieben habe, werde ich roth, daß ich einem solchen Manne meine vielleicht so lächerliche Meinung gradehin konnte gesagt haben, oder mich gar vermessnen haben, über Dinge zu reden, die ich nicht verstehen kann, die mir zu hoch sind — ich vertraue ganz auf die Nachsicht, mit der Sie mich oft genug verziehen haben. Gestern erscholl hier eine herrliche

Nachricht, zu gut, als daß ich sie glauben könnte, nehmlich der Sequester Ihrer Güter sei aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Besitz jener schönen Gegend zu wissen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, seitdem ich dort war. — Hierbei schicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick von Vergnügen machen, schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg Stein — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gebäude, mit dem Vorjat, Ihnen, mir selbst und meinen zwei Begleitern Wilhelm und Philipp etwas davon machen zu lassen, was ich that. — Das Steinchen ist sehr weich, da es ein Splitter nur war, also dürfen Sie nicht zu warm damit siegeln.

Wilhelm empfiehlt sich Ihrem theuren Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so glücklich und so stolz macht.

Marianne.

Empfehlen Sie mich ja auch Ihrer Gemahlin."

Nach langen dunkeln Tagen leuchtete der Prinzessin wieder einmal ein Lichtstrahl: am 29. October 1811 ward sie von Zwillingen, den Prinzen Adalbert

und Friedrich Thassilo, entbunden. Aber auf die Freude folgte bald wieder Trauer. Prinz Wilhelm ward von einer schweren Krankheit befallen. Besorgniß und Angst um ihn erschütterten die Gesundheit seiner Gemahlin so heftig, daß sie im Sommer eine Bade-reise nach Ems machen mußte. Von dort kehrte sie nach der Heimath zurück, wohin ihr auch ihr Gemahl folgte. In seiner und ihres Bruders Leopold Beglei-tung, fuhr sie zum ersten Mal den Rhein bis Cöln herunter. Als sie den herrlichen Strom mit seinen blühenden Ufern sah, fühlte sie ein unnennbares Weh, daß er nicht mehr der deutsche Rhein war, der deutsches Land befruchtete, und ihr echt deutscher Sinn lehnte sich desto gewaltiger gegen die Fremd-herrschaft auf.

Wie aber die Prinzessin im Sommer 1806, als sie sich des Wiedersehens ihrer lieblichen Heimath erfreute, noch keine Ahnung hatte von dem schweren Geschick, das Preußen bedrohte, so vermuthete sie auch in dieser Zeit nicht, daß sie in kurzem nicht allein Zeuge sein werde des kühnsten Aufschwungs, den je ein Volk genommen, sondern selbst thätig eingreifen. Die Nachrichten von dem Untergang der französischen Armee in Rußland und von York's Con-vention trafen die Prinzessin am Krankenbett ihres Kindes Friedrich Thassilo. Die Hoffnung, die durch diese Ereignisse bei Vielen erwachte, konnte fürerst



in ihr tief bekümmertes Gemüth keinen Eingang finden. Am 10. Januar 1812 starb das Kind. Die Prinzessin schrieb am Todestage in ihr Tagebuch:

„Der Glaube überdauert das Hoffen, das lernte ich heute früh, wie ich die halberstarrte Todtenhand meines Fried Thassilo in meinen Händen suchte zu beleben und zu erwärmen — ich sagte mir immer: bei Gott ist kein Ding unmöglich, er half Simson und ich glaubte fest, er würde mir zurufen: Weib dein Glaube hat dir geholfen! oder war mein Glaube doch noch nicht fest genug? Ist Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe ist doch wohl die größte unter ihnen, denn dort oben dauert die fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinauf geleitet haben. Gegen 9 Uhr ist mein Fried Thassilo entschlafen, es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und wohl mir, daß ich es sah, es hat mich so ruhig gemacht, ich fühlte so ganz, wie er nur länger schlafen würde und weiter nichts — sonst war mir das Bild des Todes so gräßlich, nun durch diesen Anblick des Hinscheidens ist mir der Eindruck so ganz verändert, ich sah auch, wie vergänglich diese Hülle sein mußte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maschinerie für diese Erde vonnöthen, und daß das alles nur eine Nebensache sei, das Wesen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. —

— Da will ich zum erstenmal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten — jetzt bete Du für mich mein Engelchen!“

Im tiefen Schmerz um ihr Kind versunken, ward sie plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt: der König und die königliche Familie sollten von den Franzosen gefangen genommen werden. In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar kam Prinz Heinrich zu dem Prinzen Wilhelm, um ihm diese Mittheilung zu machen. Prinz Wilhelm ritt sogleich zum König nach Potsdam. Es wurden insgeheim einige Vorsichtsmaßregeln getroffen, doch war man vor Allem bedacht, keinen Argwohn bei den Franzosen zu erregen. Am 20. Januar ward sogar noch die Einsegnung des Kronprinzen vollzogen. Die Prinzessin schrieb darüber in ihr Tagebuch: „Heute ist der Kronprinz confirmirt worden. Es hat mich erbaut, er kam mir vor wie ein kleiner Heiliger, so fromm durchdrungen war er von dem was er aussprach, die Menschen zerstreuten ihn so gar nicht, er war, als stünde er allein vor Gott, zuletzt wie er gekobte treu zu bleiben im Christenthum; hielt er die Hände fest gefaltet über der Brust und hob die Augen so gen Himmel, daß ich schon über den bloßen Anblick weinen mußte, auch Sack sprach sehr gut, er war auch so ergriffen, der nun schon den Vater und den Sohn eingeseget hat.“ —

In der Nacht vor der Einsegnung war der Adjutant des Königs von Nagmer aus dem russischen Hauptquartier zurückgekehrt. Kaiser Alexander hatte das Schutz- und Trutz-Bündniß mit Preußen angenommen. Am 22. Morgens reiste der König mit dem Kronprinzen nach Breslau, die königlichen Kinder folgten, auch Prinz Louis, Bruder der Prinzessin Wilhelm und am 27. ihr Gemahl.

Jetzt nahte für die Prinzessin die bedeutendste Epoche ihres Lebens, jetzt vertrat sie die Stelle der Landesmutter. Sie hatte nach dem Tode der Königin nicht die erste Dame des Hofes sein wollen, wenn es einer festlichen Feier galt, nicht die Rolle der Königin spielen, um zu glänzen. Jetzt that sie es, aber nur um die Pflichten der Königin als Landesmutter zu erfüllen. Was Stein fünf Jahre früher von ihr geschrieben: „sie ist geboren zu einem Thron,“ bewährte sich. Sie hatte den Muth, während der ganze Hof nach Breslau gegangen war, allein in Berlin, das die Franzosen noch besetzt hielten, zurückzubleiben. Ihre Unerchrockenheit wirkte ermutigend auf die ganze Einwohnerschaft. Die Nachricht von dem Gottesgericht in Rußland hatte die Prinzessin Wilhelm trotz ihres tiefen Mitgeföhls für menschliches Elend, doch nicht ohne Freude begrüßen können, als sie aber die Zammergestalten aus Rußland zurückkehren sah, dachte sie im Augenblick nicht an die

Folgen, welche die Niederlage der Franzosen für Preußen haben konnte, sondern nur an die Leiden dieser Unglücklichen und es that ihr sehr weh, ihnen nicht helfen zu können, ja eigentlich nicht helfen zu dürfen. So erbittert sie gegen die französische Gewalt-herrschaft war, verletzte sie doch jede scharfe Aeußerung des Hasses, und sie sprach sich mißbilligend über Marheineke aus, der in einer Predigt das Gleichniß vom guten Samen und vom Unkraut mit der ihm eigenen souveränen Festigkeit auf die damaligen Zeitverhältnisse anwendend, Napoleon und die Franzosen als das Unkraut bezeichnete, das alsbald ausgerottet werden mußte.

Ihr Kind und die Briefe ihres Gemahls waren ihre einzige Erholung in dieser trüben Zeit. Trotz ihrer äußeren Ruhe konnte sie doch nicht jede Besorgniß aus ihrem Innern bannen und oft stieg sie des Nachts auf die Zinne des Schlosses, um durch die lodernden Wachtfeuer der Franzosen eine Anschauung von ihren Bewegungen zu gewinnen. In ihrem Tagebuch finden sich alle Einzelheiten genau aufgezeichnet.\*) „In der Nacht vom 19. auf 20. Februar träumte sie, die Franzosen hätten das Schloß bom-

---

\*) Die Prinzessin Wilhelm von Preußen. Ein christliches Lebensbild aus den deutschen Befreiungskriegen von Wilhelm Baur. S. 23.

bardirt, so daß die Kugeln durch die Fenster flogen. Am nächsten Morgen traf wirklich die Nachricht ein, daß die Russen nahten. Die Prinzessin stieg auf die Plattform des Schlosses und erkannte deutlich die Kosacken bei Pankow und Schönhausen. Die Franzosen hatten wie gewöhnlich die Wachen bezogen. Doch am Mittag sprengte plötzlich ein Kosack in die Stadt hinein, der mit unbeschreiblichem Jubel von dem Volk empfangen wurde. Der französische Posten am großen Kurfürsten floh, die Franzosen schlugen Allarm, die Besatzung rückte im Lustgarten auf, Infanterie, Cavallerie, Kanonen, der Marschall Augereau an der Spitze. Die Prinzessin sah Alles mit an. Ein Parlamentär von den Kosacken kam herangesprengt und wurde wieder entlassen. Eine Kanone ward abgebrannt, an einer andern Stelle noch eine, eine dritte vom Volk vernagelt, weggefahren, zurückgeholt. Vor den Thoren hörte man Beletonfeuer und es war jeden Augenblick zu fürchten, daß die Feuer- schlinde sich gegen das Schloß richteten. Der Kastellan zitterte, aber die Prinzessin blieb ruhig am offenen Fenster und ließ sich nicht zum Verlassen des Schlosses überreden, sie wollte des Königs Eigenthum nicht der Plünderung und Verwüstung preis geben und rechnete dabei ein wenig auf die Galanterie der Franzosen gegen die Damen. Sie schickte den Hofmarschall Grafen von der Gröben zu Augereau, ward beruhigt

und setzte sich zum Abendessen, das ihr vorkam wie das Mahl im Götz von Berlichingen, als des Ritters Schloß belagert war. Und noch mehrere Tage hindurch dauerte die Unsicherheit in den Bewegungen des Feindes fort. In der Nacht vom 24. auf den 25. zog Augereau mit den französischen Truppen ab, doch am 28. kamen die Franzosen unter Anführung des Vicekönigs von Italien noch einmal nach Berlin, verließen es aber gleich wieder.“ Am 1. März schrieb die Prinzessin in ihr Tagebuch:

„Ach! ich wünschte, es wäre wieder ruhiger, das thut meinem leidenden Herzen so weh, sich gewaltjam immer hinweg gerissen zu sehen von seinem innersten Gedanken durch die rauhen Ströme der äußern Welt.“ —

Als am 4. März Czernitscheff, Tettenborn und Repnin einrückten, schrieb sie:

„Ach, wär' es ein deutscher Triumphzug! — Mich rührt es unendlich das Singen beim Einmarsch und wie Tettenborn vor uns, mitten vor dem Schloß hielt, die Mütze abnahm und Vivat dem König rief und alles Volk: Hurrah, und wir wehten mit den Tüchern — ich werde es nicht vergessen! Es ist doch ein sehr schöner Tag. Sieg, Sieg o himmlische Musik des Wortes, wann werde ich es aussprechen dürfen für deutsche Waffen!“ Am Abend spät schrieb sie: „Die Illumination war schön, aber ich sah

Spandau lichterloh brennen, ein dunkler Dampf zog sich von da bis hier her, der Mond dazwischen, der beide Lichter verband, dort des Glends, hier der Freude. Sonderbar war es Einem, wie auf einmal nach so langer Schmach die Zunge wieder losgebunden sein durfte.“ —

Als die russischen Heerführer der Prinzessin ihre Aufwartung machten, wurde natürlich der großen Ereignisse des vergangenen Jahres gedacht: Clausewitz erzählte von dem russischen Feldzug. Vor Allem aber ward mit glühender Begeisterung die Befreiung Deutschlands besprochen. Dörnberg der mit Wittgenstein eingerückt war, erzählte der Prinzessin seine ganze Lebensgeschichte. Auf dem Ball, den die Bürger im Schauspielhause gaben, trank sie Dörnbergs Gesundheit neben der der Monarchen und Wittgenstein's. Von ihrem Gemahl bekam sie an diesem Tage die Nachricht, daß er mit Blücher ziehe. Am 17. März, als York in Berlin einzog, schrieb die Prinzessin in ihr Tagebuch: „Heute war der dritte Freudentag, der Preußen Ankunft nach so langer Zeit, aber lauer sind doch die Menschen geworden nach all der Freude dieser Art, York mag recht stolz gewesen sein — eben jetzt ist die Stadt illuminirt und der Mond prangt so herrlich mit herüber in die befreite Stadt. — Jetzt ist Alles im Opernhaus, man giebt Wallensteins Lager seit 1805

zum erstenmal wieder. — Ich mag nicht dahin gehen. Ich bin den Abend ganz allein. — Die Schweden kommen und die Engländer — soll es denn einmal wieder ganz anders werden, die alte Welt — ist es Dein Wille, mein Herr Gott?“

— \*) In den nächsten Tagen kam der König nach Berlin. „Er gestand, daß er seit der Königin Tod zum ersten Mal wieder Freude empfunden hätte, so viel er noch fähig wäre zu fühlen.“ — In dieser bewegten Zeit stiftete die Prinzessin den Frauenverein, denn als sie den Sieg für die deutschen Waffen erflehte, gedachte sie auch der Armuth des preußischen Staats und des Glends, das der Krieg mit sich brächte. Ihrem bescheiden Sinn widerstrebt es, allein an der Spitze eines solchen Vereins zu stehen und auf ihren Wunsch traten noch acht andere Prinzessinnen hinzu. Zuerst mußten die Mittel zur Ausrüstung der Freiwilligen, die sich nicht selbst einkleiden konnten, herbeigeschafft, dann für die Errichtung von Lazarethen und für die Unterstützung der Wittwen und Waisen Sorge getragen werden: eine schwere Aufgabe für ein Volk, das sechs Jahre hindurch vom Feinde ausgezogen war. Aber wie glänzend das preußische Volk diese Aufgabe löste, ist schon oben geschildert worden. Die

---

\*) Wilhelm Baur, a. a. O. S. 26.



Fürstin hatte die Freude, daß die Gaben im reichsten Maße zuströmten; als sie indeß gewahr wurde, daß viele nur mit den größten Opfern gebracht waren, Männer und Frauen sich vom Nothdürftigsten entblößten, um dem Vaterlande beizustehen, fühlte sie schmerzlich ihre eigne Ohnmacht, in solchen Fällen nicht helfend eingreifen zu können. Wo ihre Thätigkeit von Nutzen sein konnte, war sie unermüdet. Sie beaufsichtigte selbst die Einrichtung der Lazarethe bis in die kleinsten Details, trug Sorge, daß soweit die Mittel reichten, es den Leidenden an nichts fehle. Sie saß oft an ihren Betten, sprach ihnen Trost und Muth zu und reichte ihnen den Labetrunk. Als das Lazarethfieber ausbrach, Aerzte und Pflegerinnen davon ergriffen wurden, und die Prinzessin keine Scheu vor der schrecklichen Krankheit zeigte, wirkte ihr Beispiel auf alle Andern kräftigend und ermunternd, daß Niemand eine Furcht in sich aufkommen ließ. In ihr Tagebuch schrieb sie: „Am Sonntag den 25. (April) war ich zum ersten Mal in unserm Hospital, seitdem es gefüllt ist, so muthvoll und freundlich und dankbar fand ich alle, daß es recht rührend war, mir, die ich mit Ueberwindung und Selbstverleugnung zu kämpfen hatte, um hinein zu treten. Einer freute sich nun, daß er die Wunde nicht gegen die Russen erhalten hatte, Einer mit einem zerschmetterten Bein wünschte nur mit

Lachen, wieder auf den Beinen stehen zu können, dann wollte er bald wieder nach sein — das Traurigste war mir Einer, der durch die Brust geschossen war, wohl sterben wird, der grade gegenüber seinem verwundeten Bruder lag, der ihm nun zusah sterben.“

Trotz der vielen Anforderungen, die an sie gestellt wurden und die sie mit der größten Pünktlichkeit und Sorgsamkeit erfüllte, fand sie doch Muße eine Fahne für die Freiwilligen zu sticken, zu deren Ausrüstung sie vorzugsweise beigetragen. Die Schlacht bei Lützen brachte der schon viel geprüften Fürstin neuen Kummer. Der glücklichen Nachricht, daß ihr Gemahl trotz großer Gefahr, indem ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, unversehr geblieben war, konnte sie sich kaum freuen, denn es traf gleichzeitig die Kunde von der Verwundung ihres Bruders Leopold ein, der beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wieder in preußische Dienste getreten und kurz zuvor vom Könige zum Major ernannt worden war. Voll Angst und Besorgniß schrieb sie in ihr Tagebuch: Wo mag Leopold sein? Dieses Schlachtfeld von Lützen, wie oft nannte es und wir zusammen, es zog mich stets so an, wie freute ich mich, es ihm zum ersten Mal zu zeigen 1806. Das letzte Mal, daß ich darüber fuhr, schien der Vollmond so herrlich darauf, und wie ich hinzureiste, da las

ich Pappenheim's Tod, wie oft beneidete ihm Leopold diesen schönen Tod! — O mein Gott, schicke mir morgen eine gute Botschaft beim Erwachen — doch ich kann keine erwarten.“ Am folgenden Tage empfing sie die Nachricht von seinem Tode. „Er ist wirklich todt,“ schrieb sie, „gleich zu Anfang der Schlacht traf ihn eine Kugel in's Herz — er blieb so ruhig auf dem Pferde, daß man ihn nur ohnmächtig glaubte, ein Kürassier setzte sich hinter ihn, ihn haltend; als man ihn herunter nahm, sah man, daß er längst gestorben war. . . . Die Blumen blühen noch, die Nachtigallen singen und er ist nicht mehr.“ —

Einen schönen, heldenmüthigen Tod war der Prinz gestorben. Als General Zietzen ihn an einen weniger gefährlichen Ort entsenden wollte, weigerte er sich standhaft. Von einer Kugel in die Brust tödtlich getroffen sagte er noch: „macht nur daß ich nicht unter die Franzosen komme.“ Zu der Wehmuth der Schwester über den harten Verlust, den sie an dem zärtlich geliebten Bruder erlitten, gesellte sich doch ein Gefühl edlen Stolzes über seinen Heldentod. Nicht minder gehoben fühlte sich die Prinzessin, wenn sie von der Tapferkeit und dem Heroismus ihres Gemahls hörte.

Durch den Rückzug des Heeres nach Schlesien kam Berlin in die Gefahr wieder in Feindeshand

zu fallen und man mußte befürchten, daß er bei einer Wiedereroberung zu Gewaltthätigkeiten schreiten werde. Die Prinzessin ließ sich auch in dieser Gefahr drohenden Zeit nicht zur Flucht überreden, und ihre heldenmüthige Ausdauer erregte einen solchen Enthusiasmus bei der ganzen Bevölkerung, daß die Fürstin, wo sie sich zeigte, mit dem lauteſten Jubel begrüßt wurde. \*) „Junge Mädchen kommen zu ihr und bitten um Ausrüstung für den Krieg. Carl Maria von Weber bringt ihr mit seinem Sängerkhor ein Ständchen im Schloßhof, und neben dem Hoch auf den König scholl laut das Hoch auf Prinz und Prinzess Wilhelm.“ Die Prinzessin schrieb in ihr Tagebuch: „Rührend war es mir in der alten Burg, in der lauen Stern- und Mondennacht, verknüpft mit so vielen Erinnerungen an die Lieder, die gespielt wurden — und dennoch wie eitel ist der Beifall, der Ruhm der Welt, — ich habe ja kein Verdienst jetzt — und alles huldigt mir, weil ich noch da bin. Ich mußte dabei so viel Betrachtungen im Herzen anstellen über Welt und Menschen und Nichtigkeit und mich selbst!“ Auf Befehl des Königs mußte sie endlich Berlin verlassen. Am Abend zuvor hatte sie noch die Geschichte von der Schlacht bei Lützen gelesen. Am 17. Mai traf sie in Frankfurt a. D. ein. Auf

---

\*) Wilhelm Baur. A. a. D. S. 29.

vielseitigen Wunsch trat sie an die Spitze des dort bestehenden Frauenvereins. Eine Anzahl Dienstmädchen brachte der Prinzessin sechzig Thaler. Wie in Berlin jubelte ihr auch in Frankfurt die Einwohnerschaft überall zu, Jungfrauen wanden Rosenkränze und brachten sie der Fürstin dar. Nach dem Abschluß des Waffenstillstands verließ sie Frankfurt, um nach Berlin zurückzukehren, wo auch ihr Gemahl alsbald eintraf. In der großen Stadt und den weiten Räumen des Schlosses ward es der Prinzessin mitten im schönen, lachenden Sommer noch unheimlicher als zuvor und sie sehnte sich hinaus in die freie Natur. Das fürstliche Paar bezog ein Haus im Thiergarten. Nach monatelanger, schmerzlicher Trennung wieder vereinigt, an dem lieblichen Kinde sich erfreuend, hätten sie glückliche Tage verleben können, wenn nicht die dunkle, ungewisse Zukunft gleich einem Alp auf sie gedrückt. Die Nachricht von dem Tode Scharnhorst's war ein erschütternder Schlag für beide. Was hatte er schon für Preußen gethan und welche Ziele hätte Preußens „schönste Heldenlanze“ noch treffen können! Die Kunde von den Siegen Wellington's in Spanien wirkte wieder ermutigend, die Prinzessin bezeichnete die Niederlagen der Franzosen auf der pyrenäischen Halbinsel als eine „zweite Beresina.“ — „Wäre doch am Rhein die dritte!“ wünschte sie. Daß die Congressverhand-

lungen in Prag zu keinem Resultat führten und Deutschland nicht einen Frieden aufdrängten, der es noch ferner unter die französische Oberherrschaft kettete, ward von der Fürstin mit klarer Würdigung der Dinge, ja gradezu mit lebhafter Genugthuung empfunden. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen und Oesterreich zu den Verbündeten überging, schrieb die Prinzessin in ihr Tagebuch: „Schön ist's, daß endlich die drei Adler zusammen flattern, nun ist der schönste Moment von Jahrtausenden eingetreten, und es wird gelingen, das sagt mir meines Leopolds Abelsopfer.“

Um Berlin herum gestaltete es sich sehr kriegerisch; deutlich hörte man dort die Kanonenschüsse während der Gefechte bei Trebbin und Wittstock. Am Tage vor der Schlacht bei Großbeeren, es war ein Sonntag, ging die Prinzessin in die Kirche. Sie schrieb in ihr Tagebuch: „Ich ging in die Kirche, um mich ruhig zu sammeln und hörte eine vortreffliche Predigt von Marheineke, grade über Jerusalem und was ihm Christus für ein Schicksal prophezeite, und wie er darüber weinte. Er schloß auch mit den Worten: o daß nur jetzt der Heiland nicht weinen möge vor unsern Mauern und mahnte uns zur frühen Bußfertigkeit und zur dauernden, damit das Unglück von uns gewendet werde. Ja, wohl sollten wir beten!“ — Am Tage der Schlacht saß die Prinzessin an der

Wiege ihres Kindes und sang dem Knäblein ein Schlachtenlied, in welches sie die Namen aller Generale, welche an dem nahen Kampfe theilnahmen, einflocht. Auf den schweren angstvollen Tag folgte ein glücklicher Morgen. Beim Erwachen empfing die Prinzessin die Nachricht von Bülow's glänzendem Sieg und der völligen Niederlage der Franzosen. Berlin war wieder einmal gerettet und die Prinzessin eilte in die Lazarethte, wo immer neue Verwundete eingebracht wurden. Der Anblick der zahlreichen Verwundeten stimmte ihre Freude über den errungenen Sieg sehr herab; aber er steigerte noch ihren Haß gegen Napoleon, den sie als den alleinigen Urheber all dieses Unglücks ansah. Nach Blücher's Sieg an der Katzbach schrieb sie in ihr Tagebuch: „Traumbhaft, herrlich fängt es an zu gehen, es stürzt Alles über den Tyrannen zusammen, alle seine eigenen Gebäude, seine Stunde muß gekommen sein.“ — Ueber Moreau's Tod schrieb sie: „Ich habe weinen müssen um den Unbekannten — welch Geschick! Auf ihn baute die Welt — ich baute allein auf Gottes Willen, auf keinen Menschen nicht. Aber wie fällt es mir dennoch auf, zu sehen, wie unaufhaltsam das Schicksal waltet über den Einzelnen wie in der Welt — wie der Bach fließt über die Kiesel unter ihm — so das Schicksal über Menschen, Geschlechter, Welt, Zeit und Jahrhundert — da stehen denn die Menschen

verwundert, daß sie sich geirrt haben in ihren kurz-  
sichtigen Berechnungen — und nun fangen sie aufs  
Neue zu rechnen an, um sich zu irren bis an's  
Ende — das Schicksal bleibt kalt und eisern, keine  
Thräne, keine Verzweiflung, kein Dulden, keine  
Ergebung rührt es — aber Gott wird uns in seine  
Arme schließen, wenn wir zu ihm kommen, dorthin,  
wo des Schicksals düst'rer Lauf wird aufgehört haben.  
Ach, wie wohl wird dem zertretenen Herzen werden!“  
— Ihr Gemahl schrieb ihr über diesen Tod: „Gott  
will sich selbst recht offenbaren in diesem Streit als  
der einzig Gewaltige und deshalb werden die  
Werkzeuge zerstört, auf die wir am meisten gehofft,  
darum ist Scharnhorst nicht mehr und Moreau  
gelähmt.“ — Die Prinzessin schrieb: „Er will  
und dazu braucht es der Kunst der Menschen nicht.  
Daß Er würde wollen, stand auch felsenfest  
in mir dies Mal.“ — Ende September überraschte  
sie ihr Gemahl und blieb einige Tage in Berlin.  
In einer trüben Stimmung schrieb sie in ihr Tage-  
buch: „Seit drei Monaten leide ich am Husten so  
arg, daß ich manchmal an die Auszehrung denke,  
aber recht heiter denke ich daran, sogar lächelnd.“ —  
Am Abend vor ihrem achtundzwanzigsten Geburts-  
tage schrieb sie: „Gott, mache mich nur gut für  
Deinen Himmel, dann ist Alles noch freudig zum  
Ende; Gott, noch eine Bitte: gesegne meine Lieben



und erhalte sie meinen Eltern alle, o gebe der Menschheit bald Freiheit und den goldnen Frieden! Amen. Der Mond scheint schön ach, meine Seele ist niedergeschlagen und sehr betrübt.“ —

Die Wohlthätigkeit der Prinzessin war so bekannt, daß sie von allen Seiten in Anspruch genommen wurde. So fand man eines Tages auf der Treppe ein drei Wochen altes Kind. Der Vater, ein preussischer Lieutenant, war im Kriege geblieben, die Mutter aus Gram gestorben und die Familie fühlte sich außer Stande das Kind zu erhalten. In der Hoffnung, die Prinzessin werde sich der Waise annehmen, war man zu diesem Aeußersten geschritten. Nicht vergebens hatte man auf das edle Herz der Fürstin gerechnet; sie sorgte reichlich für des Kindes Erziehung und wandte ihm das lebhafteste Interesse zu. Es gestaltete sich sogar nach und nach zwischen den Kindern der Prinzessin Wilhelm und dieser Waise ein sehr herzliches Verhältniß, das selbst nach ihrer Verheirathung und durch lange Trennung nicht gestört ward.

Schritt für Schritt begleitete sie mit aller Theilnahme des tiefsten Gemüths und echt weiblicher Beobachtung alle Bewegungen der Verbündeten. Als die Kunde von dem Siege bei Leipzig eintraf, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ein großer Tag, die Stadt ist illuminirt, die Luft erfüllt das

Freudengeheiß des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. — Gott hat glorreich gesiegt. — 500,000 Menschen standen da unter dem Donner von 2000 Kanonen. Wer mag da noch leben? Ich kann nur weinen — freuen kann ich mich nicht. — O meine Sechß hat Gott auch beschützt. — Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven sind mir zu angegriffen.“ — Am folgenden Tag schrieb sie: „Ich sah nie so etwas, das Rufen stieg zum Himmel, ich weinte und dachte: Deutschland, ach Deutschland ist befreit! Lebte doch die Königin noch! Wie wird Leopold herablächeln!“ Daß ihr Gemahl durch den ihm gewordenen Auftrag: den zögernden Kronprinz von Schweden zur Theilnahme an der Schlacht zu bewegen, von dem ruhmvollen Kampfe ferngehalten war, beklagte sie aufrichtig. Als der König nach dem glorreichen Sieg bei Leipzig in Berlin einzog, war die Prinzessin Wilhelm krank. Nur aus ihrem Fenster konnte sie den Zug sehen. Der König kam sogleich zu ihr. Wieviel hatten sie erlebt, wieviel einander zu sagen! Dennoch war ihr erster Gedanke, ihr erstes Wort der Königin geweiht. Der König weinte so bitterlich wie in den ersten Tagen nach ihrem Ableben und äußerte: „er könne nichts mehr genießen, es wäre ihm alles zerrissen.“ — Ueber die vier Brüder der Prinzessin, die im östreichischen Heere dienten, von

denen der Eine in der Schlacht bei Leipzig verwundet, sprach der König sich sehr lobend aus, indem er besonders ihrer Tapferkeit in diesem mörderischen Kampf große Anerkennung zollte. Der Verwundete war inzwischen zu seiner Schwester der Erbprinzessin von Dessau gebracht worden. Der lebhafteste Wunsch der Prinzessin Wilhelm, sich zu ihren Geschwistern nach Dessau zu begeben, wo inzwischen noch ein zweiter Bruder weilte, konnte erst im November, da ihre Gesundheit einigermaßen hergestellt war, zur Ausführung gebracht werden. Auch die Schwester aus Rudolstadt kam nach Dessau. Das innige Zusammenleben mit ihren Lieben that der Prinzessin wohl: „Gottselige Geschwisterliebe“ bezeichneten diese schöne Zeit ihre Erinnerungsblätter. Im December kehrte sie nach Berlin zurück. Am Sylvesterabend schrieb sie in ihr Tagebuch: „Hier bin ich, wie schon oft an diesem ernstesten Tag, — aber noch nie fehlte mir wie heute unter den Geschwistern ein theures Haupt, wenn ich sie liebend überzählte, sie Gott empfahl und mich ihrer Liebe — aber heute fehlt mein Leopold mir! — Zum ersten Mal seit Fried Thassilo im Dom liegt, betrat ich diesen Ort wieder, wie feierlich waren mir diese Hallen! Es ward ein Gebet gehalten, über Gottes Hand über uns in diesem großen Jahr, — ich habe mich recht ausweinen können, denn zu wem mehr als

zu mir konnte er sprechen! — Mein Vater im Himmel, wache schützend über meinen Eltern, Wilhelm, Geschwistern, Kind, Freundinnen und Freunden und mache mich denen Allen stets würdiger. — Könnte ich doch beim Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte in dem Jahre, aber ich kann das wohl nicht? — Ich fühl's, daß ich leichter gut werden würde in meinem Element, einer schönen Natur und entfernt vom Hofleben — ach, wie sehne ich mich danach! — Allmächtiger Gott, gebe der Welt ein Jahr 1813 noch einmal glorreich beendet, beschloffen in diesem 1814. Jahre, — wie thut mir das Scheiden so leid von jedem Jahr und dies war doch ein trauriges für mich! — Lebwohl 1813 — jetzt schreibe ich an Wilhelm. Heute bekam ich einen Brief von ihm aus Wiesbaden. Gott segne ihn ewiglich. Amen! — Amen!“ —

Blüchers Uebergang über den Rhein am 1. Januar 1814 ward von der Prinzessin mit der lebhaftesten Freude begrüßt, die aber durch den Gedanken an all das Elend, das der Krieg schon hervor gerufen und noch hervor rufen werde, für ihre ächt weibliche Anschauung getrübt ward. Die Gefahr, in der ihr Gemahl schwebte, der an allen Kämpfen der preußischen Armee in Frankreich den rühmlichsten Antheil nahm, erfüllte sie mit großer Sorge. Wenn sie sich auch seiner Heldenthaten freute, der glänzenden Erfolge,

die er durch die nächtliche Erstürmung des Dorfes Athis in der Schlacht bei Laon erzielt, war doch ihr freudiges Gefühl immer durch die Angst verbittert. Graf Brandenburg schrieb über diesen kühnen Angriff: „Der Prinz führte persönlich die ostpreussischen Füsiliersgrade auf den Feind, mit dem, man kann sagen, löwenhaften Muth, den er besitzt und dem er es zu verdanken hat, daß er schon zweimal in und vor feindlichen Quarrees gelegen, auch hier mitten im nahen Gewehrfeuer, wo die Kugeln uns hageldicht um die Ohren pfliffen, ohne verwundet zu werden.“ Mit der lebhaftesten Befriedigung hörte die Fürstin von der Dazwischenkunft ihres Gemahls in dem Streit zwischen Blücher und York und las nicht ohne Rührung den herrlichen Brief, den der Prinz damals an York geschrieben: „Wohl nie hat Preußen einsichtsvoller Feldherrn mehr bedurft als jetzt, und auf welchen kann es wohl mehr bauen, als auf den Wiederhersteller seines alten Ruhms, der in Kurland wieder herrlich aufblühte, als auf den, welcher das Signal gab zur Abwerfung der fremden Herrschaft, der sein tapferes Heer siegreich führte von den Ufern der Düna bis an der Seine Strand. Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder ihrer Könige beschwöre ich Sie, das Commando nicht niederzulegen.“ Und York kehrte somit, hauptsächlich durch den Prinzen Wilhelm bestimmt, zur Armee zurück.

Endlich verbreitete der Friede zu Paris ein sonniges Licht über das Leben der Fürstin. Sie glaubte, alle Angst, alle Drangsal, alles Leid sei nun auf einmal vorüber. An der Seite des Königs zog Prinz Wilhelm in Paris ein, ging dann nach England, wo er mit großer Auszeichnung empfangen wurde, und kehrte vor der Eröffnung des Wiener Congresses auf kurze Zeit zu seiner Familie zurück. Napoleons Flucht von Elba und der Wiederausbruch des Krieges rissen die Prinzessin auf eine kurze aber schwere Zeit aus ihrer süßen Täuschung. Ihr Gemahl ging wieder zur Armee und gab in der Schlacht bei Waterloo neue Beweise seiner Tapferkeit und seines Heldenmuths. An demselben Tage ward die Prinzessin von einer Tochter entbunden (Elisabeth, später vermählte Prinzessin von Hessen und bei Rhein). Wohl behalten kehrte der Prinz nach Beendigung des Krieges heim. Alles deutete auf einen dauernden Frieden hin und die Prinzessin freute sich der lang ersehnten Ruhe. Nun erst konnte das fürstliche Paar ein ungetrübtes Glück genießen, das durch die Geburt zweier Kinder, des Prinzen Waldemar und der Prinzessin Marie (Wittve des Königs Max II. von Bayern) noch erhöht ward.

Nach ihrer silbernen Hochzeitfeier schrieb die Prinzessin an eine Jugendfreundin: „Ja, es ist ein langer Zeitraum, diese fünfundzwanzig Jahre — und

doch habe ich nur Gnade empfangen vom lieben Herrn und ich kann nur loben und danken für Alles, was Er an mir gethan hat. Selbst jeder erfahrene Schmerz ist zum Dank geworden. Hier wurde mir so viel Liebe von allen Seiten bewiesen, daß ich nur beschämt darüber sein kann, dennoch, wie unverdient, genieß ich das Alles!“ —

Ihre lang empfundene Sehnsucht nach dem Genuß der freien schönen Natur in ländlicher Stille fand endlich durch die im Jahre 1821 gemachte Erwerbung des Gutes und Schlosses Fischbach Befriedigung. Das schlesische Gebirge vergegenwärtigte ihr wieder die schönen Berge ihrer Heimath und die Zeit, die sie nach der Unruhe und Sorge des Krieges in stiller Zurückgezogenheit in Fischbach zubrachte, zählte sie zu der glücklichsten ihres Lebens. Gern verkehrte sie mit den in der Nähe wohnenden Familien, mit der Fürstin Louise Radziwill, mit der sie in den Tagen des Unglücks in Königsberg den Bund der innigsten Freundschaft geschlossen, mit dem Feldmarschall Sneyenau und seiner Familie. Als Stein auf einer Reise nach Schlesien auch nach Fischbach kam, ward er auf's Herzlichste bewillkommnet und die Prinzessin freute sich unendlich, ihren alten treuen Freund wieder einmal zu sehen und ihre Gedanken mündlich mit ihm austauschen zu können. Stein's Besuch war der Fürstin so lieb, daß sie zur Erinnerung an die mit

ihm verlebten Stunden ihm ein Schreibebuch, welches sie selbst gestickt, überjandte. Stein schrieb darauf an die Prinzessin: „Ich werde dies schöne Geschenk mit Sorgfalt aufbewahren, und sein Gebrauch wird mich an die hochverehrte Geberin mit ehrfurchtsvollem Dank erinnern. Das Andenken an die glücklichen, am Fuß der Schneekoppe zugebrachten Tage begleitete mich auf meiner Zurückreise und ist mir in meiner Einsamkeit ungestört gegenwärtig. — Nichts übertrifft an Vollkommenheit das Bild, des auf innern Frieden, religiösen Sinn, geistige Bildung gegründeten Familienglücks der Bewohner von Fischbach; möge es lange wohlthätig, Heil verbreitend auf Alle, die mit ihnen in Beziehung stehen, ungetrübt fortdauern, unter dem Schutz der göttlichen Vorsehung, die dieses Glück erhalten wird, da sie es so sorgfältig und väterlich gründete.“

Als die Prinzessin durch Ernennung ihres Gemahls zum Gouverneur von Mainz, später zum Gouverneur der Rheinprovinz in jene Gegend kam und den herrlichen Strom sah, der nun wieder der deutsche Rhein war, schlug ihr Herz hoch vor Freude und in den neu erworbenen Provinzen gewann das fürstliche Paar alsbald die Liebe und Verehrung des Volks und fühlte sich nicht minder heimisch als in den alten angestammten Landen. Und wie herzlich war das Wiedersehen mit Stein, auf dessen altem Ritter-



sitz der Prinz und die Prinzessin einige Tage verweilten.

Die Liebe der königlichen Kinder, welche die Fürstin durch die ihnen erwiesene wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit erworben, hatte sie, als alle längst herangewachsen und selbstständig geworden, sich zu erhalten gewußt. Der Kronprinz, der sie wie eine zweite Mutter verehrte, suchte sie nach seinem Regierungsantritt in jeder Weise auszuzeichnen. Die Prinzessin schrieb damals: „Nach einem solchen Vater ein solcher Sohn, das war Gnade vom Herrn.“

Noch sechs Jahre sollte sie die interessanten Wandlungen beobachten dürfen, in welche Preußen durch die neue Regierung des geistvollen Königs geführt wurde. Sie selbst hatte noch die hohe mütterliche Freude, ihre beiden hoch begabten Söhne, die beiden Prinzen Adalbert und Waldemar, auf deren großartigen Reisen anerkannt zu sehen. Mehr wollte ihrem sichtlich doch in seinem innersten Kern während der Kriegsdrangsale angegriffenen Leben die Vorsehung nicht gönnen. Während eines Besuchs in Darmstadt bei ihrer Tochter der Prinzessin Elisabeth, erkrankte die hohe Frau bedenklich, kehrte zwar nach längerer Zeit einigermaßen hergestellt nach Berlin zurück, konnte sich aber doch nicht wieder ganz erholen. Am 14. April 1846 am 3. Ostertag nahte ihr Ende. Weinend umstanden ihr Gemahl, ihre Kinder und

Schwiegerkinder das Sterbebett, die Königin von Bayern las mit bewegter Stimme die Worte Paul Gerhardt's: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir, wenn ich den Tod soll leiden, so tritt Du dann herfür; wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiße mich aus den Aengsten kraft Deiner Angst und Pein.“ —

König Max von Bayern hat seiner Schwiegermutter einen dichterischen Nachruf geweiht:

Deutscher Frauen Zier und Krone,  
 Gehe nun zum Frieden ein,  
 Denn Du wolltest auf dem Throne  
 Stets des Herren Magd nur sein.

In der Prüfung schweren Tagen,  
 Wo der Korse Deutschland schlug  
 Fürsten ihm zu Füßen lagen  
 Und Europa Fesseln trug,  
 Hat sie treulich mit gelitten  
 Für des Vaterlandes Ruhm,  
 Geistig hat sie mit gestritten,  
 Für der Freiheit Heiligthum!

Stand am Bette wunder Krieger,  
 Wie ein Engel tröstend mild,  
 Es begeisterte die Sieger  
 Ihrer Tugend hehres Bild.  
 Im erkämpften süßen Frieden  
 War Beglücken ihre Lust —  
 Und die Kraft war ihr beschieden,  
 Oft zu trösten unbewußt.

Nun an euch, ihr deutschen Frauen,  
Die ihr wißt, was jene war, —  
Ja, auf euch darf Deutschland bauen  
In der Stunde der Gefahr!  
Nähret der Begeisterung Flamme  
Für der Väter heiligen Grund,  
Wir gehören einem Stamme,  
Knüpfet fest der Brüder Bund!

---

## Kapitel IV.

### Fürstin Louise Radziwill.

Die dritte im Bunde dieser ausgezeichneten fürstlichen Frauen war die Fürstin Radziwill geb. Prinzessin Louise von Preußen, die Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrich des Großen und einer Prinzessin von Schwedt. Einen hochgebildeten Verstand, feurige Lebhaftigkeit und eine entschiedne Willenskraft vereinigte sie mit allen Eigenschaften ihres zarten Geschlechts. Sie hatte nicht das rastlose, übersprudelnde Genie ihres Bruders des Prinzen Louis Ferdinand, und, wo er heftiger und tiefer bewegt war, mußte sie ihren kühnen Geist zu zügeln und zu beherrschen. Von großer Gestalt und edlem Anstand, drückten sich in ihren schönen Zügen zugleich Liebreiz und Würde aus.

Als die Prinzessin Louise am 24. Mai 1770 das Licht der Welt erblickte, waren die Schlachten- gefänge des siebenjährigen Krieges zwar unter der Arbeit eines nun siebenjährigen Friedens ziemlich verflungen, aber so manches Heldenlied, das die Thaten des großen Königs und seiner Tapfern ver-

herrlichte, ward dem Kinde schon in der Wiege vorgefungen. Und da sie zu Verständniß gekommen, hörte sie ihre Eltern oder ihre Umgebung von dem König sprechen, der das Vaterland zu nie geahnter Größe und Macht empor gehoben, von den Gefahren, in denen er, und mit ihm das junge Königreich geschwebt und die er allein durch seinen Heldennuth glücklich überwunden, hörte von seinen Siegen über eine halbe Welt in Waffen erzählen. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte die Kleine, und in ihren kindlichen Zügen drückte sich das lebhafteste Interesse aus. Sie freute sich, daß dieser große Mann, von dem sie soviel Wunderbares hörte, ihr Ohm sei, und war übergücklich, wenn er sich lieb und freundlich zu ihr zeigte. Bekanntlich nährte Friedrich, der selbst kinderlos, eine herzliche Zuneigung für die Kinder seiner Geschwister und scherzte besonders gern mit der munteren und früh geweckten kleinen Prinzessin Louise.

Auf die Ausbildung des von der Natur reich begabten Kindes ward große Sorgfalt verwandt. Die Erzieherin Frau von Bielefeldt hatte bedeutende Kenntnisse, und wenn sie auch bei ihrer entschieden französischen Bildung — sie stand mit mehreren französischen Gelehrten im Briefwechsel, der später durch den Druck veröffentlicht worden ist, — der Prinzessin eine Vorliebe für diese Richtung einzusflößen suchte, so war wiederum Ramler, der die junge

Fürstin in der deutschen Sprache unterrichtete, sehr bemüht, sie mit den Schönheiten ihrer Muttersprache und den vorzüglichsten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt zu machen. Die Prinzessin, die sehr lernbegierig war, erlangte durch diese verschiedenartige Einwirkung eine vielseitige Bildung, vorzugsweise gern beschäftigte sie sich mit der Lectüre der klassischen Literatur. Zwischen Frau von Bielefeldt und der jungen Fürstin gestaltete sich ein so freundschaftliches Verhältniß, daß beide, als die Erziehung längst vollendet und die Erzieherin Berlin verlassen, noch einen lebhaften Briefwechsel unterhielten. Wie Friedrich der Große sich früher gern mit dem klugen, liebenswürdigen Kinde beschäftigt, so unterhielt er sich auch später, als Prinzessin Louise herangewachsen, oft und viel mit ihr, sowohl auf den Hoffesten wie bei seinen Besuchen im Lustschlosse Friedrichsfelde, das Prinz Ferdinand mit seiner Familie bewohnte, und der Philosoph von Sans-Souci fand stets großes Gefallen an dem regen, lebhaften Geist und an der vielseitigen Bildung der jungen Fürstin. Auf's Innigste schloß sich Prinzessin Louise an ihren talentvollen, geistreichen Bruder den Prinzen Louis an, und wenn auch später seine mehr als geniale Lebensweise ihr vielen Gram bereitete, so hing sie doch immer mit der ganzen Zärtlichkeit ihres tieffühlenden Herzens an dem Verirrten. Der erste herbe Schmerz

den sie empfand, war der über den Tod ihres großen Ohms; trotz ihrer Jugend — sie zählte damals sechzehn Jahr — erkannte sie die ganze Schwere des Geschicks, welches die königliche Familie und das Vaterland getroffen.

Das Hofleben hatte unter Friedrich dem Großen wenig Zerstreuung gewährt, auch unter seinem Nachfolger trat keine merkliche Veränderung ein, ausgenommen, daß vielleicht einige glänzende Hoffeste mehr veranstaltet wurden. Während der „Philosoph von Sans-Souci“ sich am liebsten in der Gesellschaft seiner auserwählten Freunde befunden, lebte die Königin in stiller Zurückgezogenheit auf dem Lustschloß Schönhausen und kam nur nach Berlin, wenn die Etiquette ihre Theilnahme an einem Hoffeste erheischte. Die Gemahlin Friedrich Wilhelm II. liebte ebenfalls ein ruhiges, zurückgezogenes Leben, und so beschränkten sich die Vergnügungen der königlichen Familie auf die großen Galafeste. Das damals sehr steife Hofceremoniel wirkte störend auf den gemüthlichen Umgang zwischen den nächsten Angehörigen, zwischen Eltern und Kindern im eignen Palast. Später trat hierin durch das Beispiel des Kronprinzlichen Paares wohl manche Erleichterung ein. Als die Kronprinzessin nach Berlin kam und die Prinzessin Louise kennen lernte, fühlten sich beide so zu einander hingezogen, daß sich alsbald das herzlichste Freundschaftsverhältniß

zwischen ihnen entspann, welches trotz der Verschiedenheit ihres Charakters ein dauerndes und später in der Zeit der Noth immer fester geschlossen ward.

Daß die Prinzessin Geist und Talent höher schätzte, als Glanz und Herrlichkeit, davon gab sie bei der Wahl ihres Gemahls einen unwiderleglichen Beweis. Von seinen Studien auf der Göttinger Universität zurückkehrend, war der zwanzigjährige Fürst Anton Radziwill, der Sprosse eines alten polnisch-litthauischen Fürstengeschlechts, nach Berlin gekommen. Ein schöner, talentvoller, hochgebildeter Jüngling, voll Begeisterung für die Kunst, besonders für die Musik, in deren Pflege er sich mit dem Prinzen Louis Ferdinand zusammen fand, wußte er durch seine Liebenswürdigeit und seine würdevolle Haltung alle Herzen für sich zu gewinnen und war in kurzem ein gern gesehener Gast des königlichen Hofes. Die Prinzessin Louise blieb für die Vereinigung so seltner Eigenschaften nicht unempfänglich, und des Fürsten lebhafteste Bewunderung für die schöne und geistvolle Prinzessin verwandelte sich bald in die leidenschaftlichste Liebe. Doch die Verschiedenheit ihres Ranges und auch des religiösen Bekenntnisses schien für die Liebenden ein unübersteigliches Hinderniß zu werden; die Eltern der Prinzessin verweigerten entschieden ihre Einwilligung, aber König Friedrich



Wilhelm II. trat vermittelnd und begütigend dazwischen, und endlich überwand die Energie der Prinzessin Louise, ihre feste Ausdauer in der Liebe alle Schwierigkeiten. Am 17. März 1796 ward ihre Vermählung vollzogen. Und reichlich sah sie sich belohnt für den schweren Kampf, den sie bestanden, sie fand in ihrer Ehe das Glück, das ihre lebhafteste Phantasie sich mit so glühenden Farben ausgemalt.

Beinahe zehn Jahre lang, von 1796 bis Ende des Jahres 1805 genoß sie fast ungetrübte Freuden. Ihr Haus ward der Sammelplatz der bedeutendsten Männer in der Wissenschaft und Kunst, die Berlin in seinen Mauern barg. Welcher Genuß für die Fürstin, die bis dahin Alles in sich verschlossen, sich mittheilen, mit intelligenten Männern ihre Gedanken und Meinungen austauschen zu können! In dieser Zeit entspannen sich ihre freundschaftlichen Beziehungen zu dem Minister von Stein, zu Wilhelm von Humboldt, später zu Gneisenau und Niebuhr. Je länger die Bekanntschaft währte, desto enger schloß sich das Band der Freundschaft, und wenn Reisen den mündlichen Verkehr unterbrachen, trat ein lebhafter Briefwechsel an dessen Stelle. Auch mit der Frau von Staël, die im Frühling des Jahres 1804 nach Berlin kam und deren geistreiche Unterhaltung die Fürstin sehr anzog, blieb sie von jener Zeit an in fortwährender Correspondenz.

Durch die kurz nach einander erfolgte Geburt zweier blühenden Knäblein ward das Glück des fürstlichen Paares noch erhöht. Soweit die Hofetiquette es irgend zuließ, war aus ihrem Familienleben jedes steife Ceremoniel verbannt und sie beschäftigten sich hauptsächlich viel mit ihren Kindern. Als die Familie sich noch vergrößert und die Kleinen mehr herangewachsen, setzte sich die Prinzessin oft an das Clavier, spielte Tänze und die Kinder tanzten um sie herum.

Die Ereignisse des Jahres 1805 griffen zuerst störend in das heitere Glück der Fürstin ein und machten einen unbeschreiblich niederbeugenden Eindruck auf sie. In der Verletzung des preussischen Gebiets durch Bernadotte sah sie eine Herabwürdigung des Vaterlandes, durch die sie sich als eifrige Patriotin und Nichte des großen Friedrich doppelt gekränkt fühlte. Noch mehr lehnte sich ihr Stolz gegen den schmachvollen Vertrag auf, den Haugwitz am 15. Februar 1806 mit Napoleon abschloß und durch welchen er mit einem Federstrich Preußen aus der ersten Reihe der europäischen Mächte zu einem Staat zweiten Ranges herabsetzte. Sie sah einen Krieg gegen Frankreich als das einzige Mittel an, die gekränkte Ehre des preussischen Staates wieder herzustellen. Wie ihr Bruder der Prinz Louis Ferdinand, welcher sich nach Raum für seine übersprudelnde Kraft und nach Befreiung aus seinen Verirrungen sehnte,

erwartete sie mit Ungeduld den Moment, in dem die Heerschaaren des großen Friedrich sich mit denen Napoleons messen würden, und, während der Prinz, der mit den Zuständen in der Armee bekannt, trotz seines Feuereifers für den Krieg, nicht viel Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang hatte, setzte die Fürstin Radziwill ein großes Vertrauen in ein Heer, das aus der Schule Friedrich II. hervorgegangen war.

Woltmann schreibt: „Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Offiziere und der Literatoren war, welche den Krieg gegen den französischen Kaiser wollten, seine Schwester, die Prinzessin Louise, als die Seele des weiblichen Hasses in Preußen wider Napoleon betrachten. Obgleich sie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Ansichten ihres Geistes ankam, sich über die Rücksichten des Stolzes hinwegsetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radziwill beweiset (die in innigster Neigung geschlossen, über nicht unerhebliche Einwendungen der Rangverhältnisse triumphirte) hatte sie doch das tiefste Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauses. Sie schien mir weniger wohlwollend und rascher empfindlich als die Königin, aber vielseitiger gebildet, durch sich selbst bestimmter und die Eindrücke stärker in sich verarbeitend. Eine so hochfahrende Natur, wie der französische Kaiser, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht,

mußte an sich einer so gehaltenen Prinzessin zuwider sein und verächtlich erscheinen, weil sie nach ihrem Standpunkt sein Benehmen nur seiner dunkelen Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius beimesßen konnte. Was sie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, sondern ging sogleich zur That über, und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg gegen Frankreich anzufeuern.“ Im Gegensatz zu der Prinzessin Wilhelm und ihrem Kreis bemerkt Woltmann: „Diejenigen Damen hingegen, in welchen der Ton der Prinzessin Louise nachklang, wußten der Stachelreden, des verachteten Witzes, der höhnischen Anekdoten nicht genug über den bariſchen Emporkömmling in Frankreich, der sich Kaiser nannte, zusammenzutragen.“

Die Kriegserklärung Preußen's erfolgte. In dem ersten Treffen (10. October bei Saalfeldt) fiel Prinz Louis Ferdinand, ein kühner, tapferer Soldat und würdiger Nachkomme des großen Friedrich. Die Prinzessin Radziwill war trostlos. Einige Tage später und sie beklagte nicht allein den Tod eines geliebten Bruders, sondern den Untergang der preußischen Armee, auf die sie noch kurz zuvor mit soviel Stolz geblickt. Anstatt den Bruder als Retter des Vaterlandes und sieggekrönten Held, wozu seine außerordentlichen Anlagen sie wohl berechtigten, wiederzusehen, brachte man ihr

seine blutgetränkten Kleider. Sie bewahrte sie wie eine heilige Reliquie auf, in einem Koffer gepackt, zu dem nur sie den Schlüssel hatte und der immer in ihrem Schlafzimmer stand. Eben so heilig hielt sie seine Briefe. Noch im Jahre 1829 schrieb sie an Stein:

„In diesen Tagen — öffnete ich zum erstenmal seit 1806 ein Portefeuille mit allen Briefen meines Bruders, und allen denen die er mir anvertraut; — unter diesen alle die, welche er von Ihnen erhalten hatte. — Wie werth und theuer sind mir diese Beweise Ihrer Theilnahme für den theuren Bruder — wie viel Großes und Edles lag noch unentwickelt in dieser Seele! wurde durch äußere Verhältnisse und Umstände erstickt; wenn tiefer Kummer mich ergreift, so denke ich, daß es so vermessen ist, ergründen zu wollen, wie Gott in seiner Barmherzigkeit und väterlichen Liebe, edle höhere Wesen zu sich führt — und der Welt entreißt!“ —

Seine Verirrungen übersehend, hatte sie sich zweier Kinder, die er hinterlassen, mütterlich angenommen und sie mit den Ihrigen zusammen erziehen lassen.

Bei dem Vorrücken der Franzosen nach der Schlacht bei Jena verließ auch die Fürstin Radziwill mit ihrem Gemahl und ihren Kindern Berlin und begab sich nach Königsberg. Unglück häufte sich auf Unglück und die Prinzessin hatte traurige Vergleiche

zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit anzustellen. Mit Wehmuth erinnerte sie sich ihrer Kindheit, da sie sich von den Großthaten ihres Oheims und der tapferen preußischen Armee erzählen ließ. Sollte sie dem schrecklichen Gedanken Raum geben, daß der preußische Heldengeist bis auf wenige Ausnahmen mit seinem großen König dahingestorben sei? — Noch mochte sie nicht jede Hoffnung aufgeben. — Da traf die Nachricht von dem Abschluß des Tilsiter Friedens ein. An demselben Tage schrieb die Prinzessin an Stein, um ihn zur Rückkehr in den preußischen Staatsdienst zu bewegen:

„Ihr Freund\*) und vor ihm die Zeitungen werden Sie von dem traurigen Ende aller unserer Hoffnungen unterrichtet haben. Muthlosigkeit und Schwäche viel mehr als das Glück unserer Feinde haben uns unterjocht, und der Austritt Ihres Freundes, den er sich selbst auferlegt, um noch durch dieses Opfer zu nützen und seinem Herrn die Beschämung desselben zu ersparen, läßt uns unsere Knechtschaft peinlich fühlen. Ich habe versprochen Ihnen über diesen Herrn zu schreiben, Ihnen zu sagen, und ich sage es mit Wahrheit, daß er in diesem Augenblick unsere ganze Theilnahme verdient, daß sein Muth und seine Festigkeit durch unsere letzten Unfälle nicht

---

\*) Hardenberg.

erschüttert worden, daß er zu allen Opfern bereit war, und von dem Gedanken durchdrungen, daß es besser sei edel zu fallen als mit Schande zu leben, weder die Absicht noch den Gedanken an die unerwarteten Ereignisse und den Wechsel des Systems und der Grundsätze hatte, die jetzt über unser Loos entschieden. Er hatte sich Ihrem Freunde aufrichtig angeschlossen, und gerade in diesem Augenblick wo Alles ihn verläßt, wo er weder Wahl noch Willen hat, verliert er noch diesen so erprobten Freund, und dieser Freund verläßt ihn aus Anhänglichkeit an dieses Land und seinen Herrn mit einem Schmerze der mich tief gerührt hat. Auf Sie, mein lieber Stein, wenden sich alle unsere Blicke in diesen traurigen Augenblicken; von Ihnen hoffen wir Trost und Vergessen der Unbilden, welche Sie von uns entfernt, und deren sich zu erinnern Sie zu großmüthig sein werden, zu einer Zeit, wo derjenige welcher Sie beleidigt hat, nur noch Ihre Theilnahme und Ihre Hülfe verdient. Könnten Sie sich unseren Bitten entziehen? Könnten Sie dieses Land unglücklich und verlassen sehen, und ihm diese Talente, diese Einsichten verweigern, die allein uns noch von unserm Fall erheben können? Hardenberg hofft nur auf Sie; er sieht für seinen Herrn keine Hoffnung als in Ihnen, und wenn Sie uns nicht zurückgegeben werden, wenn Sie den Wünschen derer nicht folgen, welche Sie

verlangen und flehentlich fordern, was soll aus dieser traurigen Zukunft werden? — Ich gebe zu, Sie auffordern unser Loos zu theilen, heißt Sie der größten Opfer fähig halten, und man hat nichts gethan um sie zu verdienen; aber Ihre Seele ist zu edel, um sich in diesem Augenblick der Beleidigungen zu erinnern, und ich kenne Sie zu gut, um nicht versichert zu sein, daß wenn Sie hier wären, Sie ohne Bedenken zur Hülfe dieses so unglücklichen Fürsten kommen würden, der seit fünf Monaten gerechte Ansprüche auf Theilnahme und Anhänglichkeit besitzt. Selbst in den gegenwärtigen Augenblicken behauptet er seine Würde; er hat Freunde, eifrige Anhänger erworben, und er ist mir nie achtungswerther erschienen als seit diesen schrecklichen Unfällen, unter denen ich ihn einen geistigen Muth, eine Festigkeit, eine Entschagung entwickeln sah, welche ich ihm niemals zugetraut hätte. Glauben Sie es, sein Freund sagt Ihnen nicht zu viel für ihn; ich sehe ihn mit Schmerz abreisen; ich bin untröstlich über seine Entfernung, über die Gründe, welche sie herbei führen. Er selbst leidet daran schmerzlich, und ich bin gewiß, daß allein die Hoffnung, Sie für seinen Herrn wieder zu erwerben, seinen Muth aufrecht erhält und die peinlichen Erinnerungen verjüßt, welche er in seine Zurückgezogenheit mitnimmt. Mein Mann ist noch abwesend, ich erwarte ihn jedoch in wenig Tagen; wie wenig sah er beim



Scheiden die ungemeine Schwäche vorher, deren Opfer wir sind, und wieviel Schmerzen erwarten ihn bei seiner Rückkehr! Möge die Hoffnung, Sie wieder zu sehen, bald unsern niedergeschlagenen Muth erheben, und unsere Wiedervereinigung meinen Schauder vor jener Zukunft zerstreuen, in der ich nicht mehr das Glück finden kann, aber in der das Glück so vieler Wesen, welche mir theuer sind, noch von Ihnen abhängen wird. Versagen Sie sich unseren Bitten nicht mein lieber Stein, und seien Sie nicht so grausam wie das Schicksal, welches uns alle die ausgezeichneten Wesen nimmt, die mit dem Leben und den Menschen versöhnen konnten. — Wie sehr muß ich das Loos meines Bruders segnen! Er hätte in dieser Welt zu viel zu dulden gehabt; und was ich täglich erfahre, läßt mich empfinden, daß die Schmerzen die Gott uns schickt oft Wohlthaten sind, die wir in unserer Verblendung beweinen. Ihm konnte ich nur aus Eigennutz zu leben wünschen. Er fehlt mir an jedem Tage, in jedem Augenblick meines Lebens, und doch fühle ich, daß er viel glücklicher als wir ist. . . . . Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort; mögte sie uns günstig sein! Sie bedürfen keiner Versicherung, um an die sehr zärtliche und beharrliche Anhänglichkeit zu glauben, die ich Ihnen für immer geweiht habe.

Louise."

Stein kehrte zurück und übernahm die Leitung der Staatsgeschäfte. Daß er durch den völligen Umsturz des Bestehenden und die Einführung neuer, zweckmäßiger Gesetze den Grund zu Preußens innerer Erstarfung und sittlicher Hebung und somit zu seiner nachherigen Wiedergeburt legte, ist unzweifelhaft. Man darf wohl mit Gewißheit annehmen, daß die rührenden Bitten der Prinzessin Radziwill nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß zur Rückkehr in den preußischen Staatsdienst gewesen sind und muß daher dieser Fürstin eine, wenn auch nicht unmittelbare, doch bedeutungsvolle Einwirkung auf die später so glorreiche Erhebung des preußischen Volks zuerkennen. Der kleine Kreis patriotisch gesinnter Männer, der sich in Königsberg um den König geschaart, versammelte sich oft in dem gastlichen Hause der Fürstin Radziwill, unter ihnen Stein, Gneisenau, Professor Süvern, der 73jährige Kriegsrath Scheffner. Berg\*) erzählt: „Dieser kurze Aufenthalt in Königsberg war für ihn\*\*) in mehrfacher Hinsicht entscheidend. Damals bildete sich zuerst ein ehrenvolles Verhältniß zu dem Fürstlichen Hause Radziwill und andern bedeutenden Persönlichkeiten. Die Prinzessin Louise war in tiefer

---

\*) Das Leben des Feldmarschall Grafen Neithardt von Gneisenau. Th. I. S. 141.

\*\*) Gneisenau.

Arndt, deutsche Frauen.

Trauer um ihren zärtlich geliebten Bruder den Prinzen Louis; Gneisenau der erste Augenzeuge, welcher ihr über seinen Tod persönliche Kunde geben konnte. Er gefiel dem Prinzen und der Prinzessin sogleich und war seitdem gewöhnlich jeden Abend in ihrem Hause zu Königsberg wie später in Berlin und gewann das ganze Vertrauen des edlen, hochgesinnten, und hochgebildeten Fürstenpaares, welches sie ihm in den wichtigsten Angelegenheiten bewiesen. Ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten, geistvollsten und wahrhaft freisinnigen Männer und Frauen; dort sah man den Minister Stein, Hardenberg, Niebuhr, Humboldt, dort Clausewitz, damals Adjutant des Prinzen August, den bald die innigste Freundschaft mit Gneisenau verbinden sollte; dort fand Gneisenau selbst das Verständniß und die Würdigung, die ihm bisher gefehlt hatten.“

Was das Hofleben an äußerem Glanz verloren, gewann es an innerem Gehalt. Die Prinzessin Louise fühlte sich wohl in der Gesellschaft so ausgezeichneten Männer, die nicht weniger durch Charakter als Wissen hervorragten. Unter Süvern's und Scheffner's Anleitung, welche ihr Vorträge hielten, erweiterte sie ihre Kenntnisse in der Geschichte und klassischen Literatur und schöpfte aus der Darstellung früherer Zeitepochen nicht selten die Hoffnung, daß Napoleon's überspannte Macht doch dereinst zusammenbrechen und durch ihren Sturz das Vaterland seine

Freiheit wieder erlangen werde. Vielen Trost im Unglück gewährten ihr die Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, die der königlichen Familie von Seiten des Volks dargebracht wurden, und sie konnte nicht glauben, daß ein Reich, in dem noch so viel gesunder Kern vorhanden und Fürst und Volk so innig verbunden, dem Untergange geweiht sei.

Als Spanien sich gegen die französische Gewalt-herrschaft erhob und für seine Unabhängigkeit blutete, Oestreich zum dritten verzweifeltten Kampf sich rüstete und die Patrioten in Preußen, die im Rath des Königs saßen, wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau, den Monarchen bestürmten, sein Volk zu den Waffen zu rufen, um im Bunde mit Oestreich die Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen, oder mit Ehren unter zu gehen: da war auch der Prinzessin Radziwill ganzes Sinnen und Trachten auf die Entscheidung durch Waffengewalt gerichtet. Der König bestimmte anders; er wollte noch nicht zu dem äußersten Wagniß schreiten. Für eine energische entschlossene Frau wie die Fürstin Radziwill, war ein solches Zögern sehr niederdrückend und als dann kurz darauf Stein gezwungen ward, den preußischen Staatsdienst zu verlassen, zog neue Trauer in ihre schon tiefbekümmerte Seele. Sobald die Fürstin erfahren, daß Stein ein Asyl in den östreichischen Staaten gefunden, schrieb sie ihm:

„Zum ersten Male, zum ersten Male habe ich dem Himmel gedankt für die Gewißheit, daß Sie weit von uns waren; ich danke Ihnen, mich darüber beruhigt, an meinen Mann und an mich in Augenblicken gedacht zu haben, wo so viele Erinnerungen Sie beschäftigen mußten; es ist mir süß zu denken, daß die Erinnerung an Ihre Freunde die an die Undankbaren, welche Sie gemacht haben, ausgelöscht und daß Sie uns unter die Wesen zählen, die Ihnen aufrichtig ergeben sind. . . . . Wenn nach so viel Aufregungen und Leiden Sie mit Schmerz das Land verlassen, dem sie so rührende Beweise von Theilnahme und Anhänglichkeit gegeben haben, so urtheilen Sie, was Ihre Freunde dulden: Tausend und tausend Mal denken wir an Sie, und hoffen, daß sich unsere Gedanken begegnen mögen.“

In dem ununterbrochnen Briefwechsel zwischen der Fürstin und Stein spricht sich nicht allein seine hohe Meinung von ihren Kenntnissen der politischen Zustände aus, sondern sein Eifer, sie auf die verschiedensten Uebelstände in der Staatsverwaltung aufmerksam zu machen, wohl in der Erwartung, sie werde durch ihren Einfluß jenen Mängeln abzuhelpfen, vielleicht beitragen können.

Stein schrieb ihr am 25. Juni 1809 von Brünn aus:

„Der Geist der Bevölkerung ist fortdauernd vorzüglich; in allen Ständen der Gesellschaft herrscht für die gute Sache eine Aufopferung die wahrhaft rührend und schön ist. Jeder drängt sich die größten Opfer aller Art zu bringen, welche die Gewalt der Umstände erheischt, und es giebt keine Familie, die nicht Freiwillige unter den Vertheidigern des Vaterlandes zählte.

Der Sieg von Aspern muß besonders dem großen Muthе zugeschrieben werden, welchen das Fußvolk den durch eine vortreffliche Stellung begünstigten Franzosen entgegengesetzt hat. Der Heldennuth der Tyroler erringt ihnen den Beifall aller Freunde des Vaterlandes; es ist unmöglich nicht für ihre Erfolge zu fühlen. Wenn in diesem Augenblick der König seinen wahren Vortheil befragte, so würde er sich der Kriegsmittel von Norddeutschland bemächtigen und die Gunst der Umstände benutzen können, um eine ehrenvolle Stellung unter den Mächten des Festlandes wieder einzunehmen.“

Doppelt schmerzlich fühlte die Prinzessin die Unthätigkeit, in der Preußen verharren mußte, und als alle Anstrengungen und Opfer des Kaiserstaats und seiner Bewohner keinen glücklichen Erfolg hatten, sondern ein schmachvoller Friede das Ende des heldenmüthigen Kampfes war, wurde die Prinzessin nur desto besorgter um die Zukunft des eignen Vater-

landes. Die Rückkehr nach Berlin unter so traurigen Umständen konnte ihr keine Freude gewähren und der bald darauf erfolgte Tod der Königin, in der sie nicht allein eine nahe Auserwandte, sondern die zärtlichste und treueste Freundin beweinte, war ein Schlag für sie, von dem sie sich nur schwer erholte. Noch war der Schmerz über den frühzeitigen Verlust eines vielgeliebten Bruders nicht geheilt. Fast mußte sie befürchten, daß der gute Stern ihres Vaterlandes für immer erloschen sei, denn als der russisch-französische Krieg im Anzuge war und sie die bestimmte Erwartung nährte, König Friedrich Wilhelm werde seine so lang und sorgsam vorbereiteten Mittel anbieten, um im Verein mit Rußland gegen Frankreich zu kämpfen, sah sie im Gegentheil, Preußen sich mit seinem Erzfeind, dem Kaiser Napoleon, verbinden. Der Abschluß dieses unnatürlichen Bündnisses, durch welches alle seit Jahren genährten Hoffnungen auf vereinstige Rettung für immer aufgegeben und man sich dem verrätherischen, verhassten Feind schonungslos überlieferte, war ein Donner Schlag für die Fürstin. Sie schrieb einen verzweifelten Brief an Stein.

Er erwiderte ihr am 18. März:

„Der Inhalt des Briefes Ew. K. H. vom 3. d. hat mich lebhaft gerührt, ich theile Ihre Schmerzen und wünschte beitragen zu können sie zu lindern u. s. w.“

Die traurigen Folgen eines solchen Bündnisses traten nur zu bald ein. Die französischen Heere überzogen das ganze Königreich und hausten dort nach Feindesart. Die Festung Spandau ward durch Ueberumpelung genommen, Berlin erhielt eine französische Besatzung und einen französischen Gouverneur. Welcher Anblick für die Fürstin, französische Soldaten die Wachen beziehen zu sehen! Sie sollte noch mehr erfahren. Die ausgezeichnetsten Offiziere der preussischen Armee, die nicht für Napoleon kämpfen wollten, nahmen den Abschied, unter ihnen Gneisenau, den sie so hoch schätzte. Beinahe ein Jahr verstrich in der peinlichsten Ungewißheit. Man konnte auf das Schlimmste gefaßt sein, auf den Untergang Preußens, wenn Napoleon Rußland besiegte.

Das 29. Bülletin und Yorks Convention waren das erste Morgendämmern einer besseren Zukunft und da die Provinz Preußen sich so muthig erhob und so opferfreudig zeigte, regte sich nach lang ertragener Demüthigung wieder einmal ein freudig erhebendes Gefühl in der Brust der Fürstin, das noch erhöht ward, als sie ihren ältesten Sohn in die Reihen der Vaterlandskämpfer eintreten sah. Wenn auch das zärtliche Mutterherz der Angst und Sorge um den geliebten Sohn sich nicht erwehren konnte, so ließ doch der starke Geist der Fürstin sie nicht aufkommen. Der lang ersehnte Augenblick, in dem Preußen für



so vielfach erlittne Schmach Rache nehmen konnte, war endlich gekommen und der Fürstin erschien kein Opfer zu groß, das sie nicht mit Freuden der Befreiung ihres Vaterlandes gebracht hätte. Stein's rastlose Thätigkeit für die deutschen Angelegenheiten schon während des russisch-französischen Krieges, sein energisches Auftreten in Königsberg, durch welches vorzüglich die schnelle Erhebung der ganzen Provinz erfolgt war, seine Reise nach Breslau trotz schwerer Krankheit, um den Abschluß der Allianz mit Rußland zu beschleunigen, erfüllte die Prinzessin mit noch größerer Hochachtung für ihn und ließ sie die Zurücksetzung und Vernachlässigung, die ihm in Breslau von Seiten des Königs und des Hofes widerfuhr und von der nur Prinz Wilhelm und Prinz August der Bruder der Fürstin Radziwill eine Ausnahme machten, desto schmerzlicher empfinden. Am 20. März schrieb sie an Stein:

„Was Sie neulich unserer Freundin geschrieben, hat mich lebhaft ergriffen: ist es möglich jemals das Jahr 7 und die rührenden Opfer zu vergessen, die Sie damals gebracht haben? Ich war darüber erschrocken; denn weit entfernt solches zu erwarten, dachte ich vielmehr, Sie würden in dem Herzen und den Gefühlen Dessen den Sie wiedersehen eine Entschädigung für viele peinliche Augenblicke finden — ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie tief das Gegentheil mich

betrübt, nicht für Sie, den so schöne Belohnungen erwarten in dem so vielen unterdrückten Völkern zurückgegebenen Glück und Freiheit, sondern für uns, die es nicht zu schätzen verstehen was Sie waren, was Sie sind, was Sie für uns noch sein können . . . . . Sie begreifen wie unruhig mein Mann über die Zukunft ist, wie sehr ich wünsche, daß indem so schöne Hoffnung sich uns darbietet, er sie nicht für sich vernichtet sehe, damit er ohne Beimischung die Gefühle theilen könne die uns beleben und die Freude eines Vaterlandes, welches seinen Namen und sein Dasein wieder erlangt. Verzeihen Sie, wenn ich von unsern Gefühlen spreche in einem Augenblick wo so große Anliegen Sie beschäftigen; Diejenigen, welche ich Ihnen zu nennen wagte, haben in Wahrheit auch Rechte dazu gezählt zu werden; aber ich begreife, daß das Alles in diesem Augenblick verschwindet neben der größeren Theilnahme, welche der wichtige Kampf einflößt, der über die Zukunft entscheiden soll. Möge dann auch ein unglückliches Land die Rückkehr seines Glücks der Großmuth Dessen verdanken, welchen wir mit Recht als unseren Befreier betrachten, und in Ihnen einen Beschützer finden; obwohl viele Personen es an Ihnen nicht verdient haben.“

Auf einen Brief Gneisenau's vom 23. April erwiederte ihm die Fürstin Radziwill:

„Berlin, den 30. April 1813.

Recht herzlichen Dank für Ihren mir so werthen Brief; so lange kein Zeichen des Andenkens von Ihnen zu erhalten, that wir weh, denn mit recht lebhaften Antheil haben wir Ihrem Schicksal gefolgt, und doch zuweilen von Ihnen erfahren, besonders als Sie in Dwebro waren. Dem Himmel sei es gedankt, Sie sind in einem großen, in einem schönen Augenblick zu uns zurück gefehrt — Sie werden sich neue Rechte auf die Dankbarkeit des Vaterlandes und des Königs erwerben, und die Vorsehung wird die frommen Wünsche Ihrer Freundin für Ihr Glück und dem allgemeinen Wohl erhören; doch bin ich in banger Erwartung der nächsten Ereignisse, seit ich heute früh hörte, die Franzosen wären über die Saale gegangen: wie kann ich ohne Schmerz diese Gegend nennen hören? Möge Sieg jetzt die Stätte bezeichnen wo Er fiel, der so sehr verdient hätte heute zu leben. — Es hat meinem Herzen wohlgethan, daß Sie in dieser bedeutenden Zeit an Ihn zurück gedacht haben, und daß sein Andenken und das unserer unvergeßlichen Königin Ihnen so gegenwärtig war: seit sieben traurigen Jahren habe ich um Ihn, nicht über sein Schicksal getrauert, jetzt aber, ich gestehe es, war meine erste Freude über Preußens schöne Hoffnungen Thränen, daß ich nicht mehr mich dieses Glücks mit Ihm erfreuen kann.“

„Von Ihren lieben Kindern habe ich durch Elisa gehört, die von Agnes einen recht lieben Brief erhalten hat: daß Sie die Freude haben, Ihren Sohn bei sich zu haben, hatte ich schon mit wahrer Theilnahme erfahren; Wilhelms sehnlicher Wunsch ist, bald so glücklich als er zu sein; — sein erst eben zurückgelegtes 16. Jahr, meines Vaters Wille und einige Hindernisse der Zeitumstände hatten meinen Mann vor seiner Abreise nicht erlaubt in Wilhelms Wunsch augenblicklich einzuwilligen. Doch glaube ich, daß er bald erfüllt werden wird, den lieben Gneisenau bitte ich recht herzlich um Theilnahme für ihn, der Gedanke, ihn in Ihrer Nähe zu wissen, wird mir beruhigend sein. — Erinnern Sie mich dem gütigen Gedenken des General von Scharnhorst, so wie des General Blücher und der großen und kleinen Prinzen, viel freundschaftliches an Clausewitz und General von Hedeman.“

„Meine Kinder empfehlen sich Ihnen, Pauline ebenfalls, wir vereinigen unsere herzlichsten besten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Erhaltung.“

„Louise.“

„Diesen Brief, wie sein Aeußeres zeigt,“ bemerkt Bertz, \*) „hat Gneisenau, gleich einem Talisman, während des Feldzuges nicht von sich gelassen.“

---

\*) Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Th. II. S. 106.

Gleich der Prinzessin Wilhelm blieb die Fürstin Radziwill, als der König sich mit seinen Kindern nach Breslau begab, in Berlin zurück, später ging sie, jedoch nur auf speciellen Befehl des Königs nach Frankfurt a. D., kehrte aber nach Abschluß des Waffenstillstands nach Berlin zurück. Den Beruf der Frauen: mit allen ihren Mitteln zu helfen, erfüllte die Fürstin auf's treueste. Sie war nicht allein eins der thätigsten Mitglieder des Frauenvereins, überwachte die Krankenpflege in den Hospitälern, leistete selbst Hilfe, sondern ließ auch vier Säle in ihrem Palast zu einem Lazareth herrichten. Und als nach der Schlacht bei Großbeeren viele verwundete Franzosen nach Berlin gebracht wurden, da verschwand der Haß der Fürstin gegen diese Nation vor dem Mitgefühl für die Leiden der verwundeten Soldaten und sie ließ ihnen dieselbe Pflege angedeihen wie den eignen Landeskindern.

In Bezug auf ihre Wünsche für die Wiedergeburt Polens antwortete ihr Stein, daß der Kaiser Alexander ihn nur über die deutschen Angelegenheiten zu Rathe ziehe und verwies den Fürsten Radziwill an den Fürsten Czartorysky, der sich im Hauptquartier befinde und der natürliche Vertreter seines Vaterlandes sei. Kaiser Alexander hatte die Wiederherstellung Polens verheißen. Aber noch schwuren die polnischen Heerschaaren unter Anführung des Fürsten Poniatowsky zu Napoleons Fahnen und die polnische Nation

konnte doch nur hoffen, ihre Selbstständigkeit wieder zu erhalten, wenn sie sich den Verbündeten anschloß, um mit ihnen gemeinsam gegen Frankreich zu kämpfen. Fürst Poniatowsky hatte sich vor den nachrückenden Russen bis nach Krakau an die österreichische Grenze zurückgezogen. Dorthin begab sich Fürst Radziwill, um ihn zum Abfall von Napoleon und zum Anschluß an die Verbündeten zu bewegen, durch welchen allein das polnische Reich seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Fürst Poniatowsky war nicht abgeneigt auf diesen Plan einzugehen; aber der Verlust der Schlacht bei Großgörschen erschütterte sein Vertrauen zu der Sache der Verbündeten. Fürst Radziwill ward auf Bignon's Befehl verhaftet und mußte sich zur Rückkehr entschließen. Das polnische Corps zog durch das österreichische Gebiet und vereinigte sich mit den Franzosen. Später begab sich Fürst Radziwill in das russische Hauptquartier und suchte den Czaren in seinen Absichten auf die Wiederherstellung eines Königreichs Polen zu bestärken.

Gleich allen Patrioten begrüßte die Fürstin mit Freuden das Ende des Waffenstillstands und den Abbruch der Friedensunterhandlungen, über deren Verlauf ihr Wilhelm von Humboldt vielfache Mittheilungen gemacht hatte, wie er überhaupt beeifert war, die Prinzessin von Allem zu unterrichten, was sich sowohl auf dem Kriegsschauplatz als im Hauptquartier

ereignete. Während die Prinzessin mit Stolz auf ihr Vaterland blickte, das mit so seltnem Heroismus und solcher Opferwilligkeit in den Kampf für seine Freiheit gezogen war, sah sie ihren Gemahl tief bekümmert über Poniatowsky's Verblendung, der auf Napoleon's Seite verharrte und mit ihm für die Unterdrückung aller Nationalitäten und der heiligsten Rechte der Menschen kämpfte. In der Schlacht bei Leipzig kam der Prinz Wilhelm, der älteste Sohn der Fürstin, zuerst in's Feuer. Gneisenau schrieb ihr über diese Schlacht:

Gneisenau an die Prinzessin Louise.

„Freiburg a. d. U., den 22. Octbr. 1813.

Durchlauchtigste, gnädigste Prinzessin!

Ew. Königliche Hoheit haben mich durch zwei Schreiben von Ihrer verehrten Hand hoch beglückt. Ich ergreife, nach vollendeter Hauptarbeit, den ersten freien Moment, um Ew. Königlichen Hoheit für diesen Beweis Höchstherrlicher Huld meinen ehrfurchtsvollen Dank darzubringen.

Wie glücklich ich jetzt athme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermüthigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt.

Der Staat ist gerettet, der Thron ist besetztigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungue Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr werth als die unermesslichsten Reichthümer bei fremder Herrschaft. Aber warum muß die nicht mehr leben, die dieses Glück in den beseligendsten Gefühlen genossen hätte, unsere verewigte Königin! Solche Betrachtungen mischen Wermuth in den Becher aus dem so tiefe Züge uns zu thun vergönnt ist. Mit welchen Strömen von Blut indessen die Freiheit der Welt erkauft ist, davon mag man nur wenig Begriff anderwärts haben. Vier Tage lang hat sich die Schlesiſche Armee geschlagen. Von 103,000 Mann die sie am Anfang des Feldzuges stark war, ist sie auf 40,000 Mann geschmolzen. Zwischen vierzig und funfzig Tausend haben sicherlich die vier Tage bei Leipzig den verbündeten Armeen gekostet. Den Verlust der Feinde kennen wir nicht. Auf Meilen weit sind die Felder mit Todten, Verstümmelten und Verwundeten bedeckt. Rund um die innere Stadt Leipzig erstreckt sich ein breiter Saum von schönen Spaziergängen. Diese waren das Schlachtfeld des 19. October. Noch des andern Tages lag dort alles voll Sterbender, Reichnahme von Menschen und Pferden, Trümmer, umgestürzte Kriegsfahrzeuge, Waffen, Sättel. Die Erde war mit Blut getränkt. Es war dies



ein jammervolles Schauspiel des höchsten menschlichen Elendes.

Den Prinzen Wilhelm haben Ew. Königliche Hoheit noch zur rechten Zeit zur Armee abgeschickt, damit er Zeuge und Theilnehmer so großer Begebenheiten sein konnte. Noch habe ich ihn nicht in seiner neuen Kleidung gesehen. Ew. Königlichen Hoheit mütterliches Herz mag wohl auch manchmal von bangen Besorgnissen erfüllt sein.

Geruhen Ew. Königliche Hoheit die treue und ehrfurchtsvolle Verehrung zu genehmigen, womit ich unter den lebhaftesten Wünschen für das Wohl Ihres gesammten Hauses, ehrerbietigst verharre

Ew. K. H. unterthänigster Diener  
N. v. Sneysenau."

Am 25. Mai 1814 schrieb W. v. Humboldt aus Paris der Fürstin unter anderm: „Der Friede zu Paris wie Ew. Königliche Hoheit ihn gewollt haben, wird wahrscheinlich in einigen Tagen unterzeichnet werden, er ist schön und glorreich und Ew. Königliche Hoheit werden mit den vorzüglichsten Bedingungen zufrieden sein.“ —

Ebenso wie Humboldt hatte Niebuhr die Fürstin von den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz und im Hauptquartier unterrichtet. Aber die Politik vermochte doch nicht ihr Interesse ganz von den schönen Wissen-

schaften und der Literatur abzulenken, denn sie las mit vieler Aufmerksamkeit Byron's „Child Harold“ und schickte das Buch mit verschiedenen von ihr eingelegten Zeichen an Niebuhr, der trotz der Zerfahrenheit der politischen Zustände und der vielen Streitigkeiten, Mühe fand, ihr einen langen Brief darüber zu schreiben. Da Niebuhr in dem Streit über die Einverleibung des Königreichs Sachsen in Preußen eine Schrift: „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof“ verfaßte und sie der Fürstin Radziwill zusandte, bezeugte sie ihm ihre Anerkennung für die edle Behandlung der Frage, wobei das ehrenwerthe Gefühl der Anhänglichkeit der Sachsen an ihren König so offene Anerkennung fand, als die schwere Schuld des Hofes und Preußens Recht über allen Zweifel erhoben wurden.

Nach Napoleons Flucht von Elba zogen die preussischen Heerschaaren wieder nach Frankreich. Jetzt konnte auch der zweite Sohn der Fürstin schon die Waffen führen und an dem Kampfe theilnehmen. Beide Prinzen kehrten glücklich heim, die Besiegung Napoleon's hatte der Welt den Frieden wiedergegeben.

Die Herstellung des Königreichs Polen auf dem Wiener Congreß war nicht zu Stande gekommen und der Fürst Radziwill vom König von Preußen zum Statthalter des Großherzogthums Posen ernannt worden. Er bekleidete diese Stelle vom Jahre 1815

bis 1830; beim Ausbruch der Revolution legte er sie nieder. Die Bemühungen des fürstlichen Paares waren hauptsächlich darauf gerichtet durch eine weise und milde Regierung die in ihren Erwartungen so bitter getäuschten Polen mit ihrem Schicksal zu versöhnen, aber sie erzielten keine glücklichen Erfolge.

Die in schweren Zeiten geschlossenen Freundschaften wurden auch in besseren Tagen des Friedens von der Fürstin ebenso treu gepflegt. Sneyenau verkehrte auf dem vertrautesten Fuß in dem fürstlichen Hause, ebenso Wilhelm von Humboldt. Auf ihrem Landsitz Ruhberg in Schlessien lebte die Fürstin im innigsten Verkehr mit ihrer bewährten Freundin, der Prinzessin Wilhelm, mit der Familie Sneyenau. Nachdem auch Stein sie dort besucht, schrieb sie ihm unter anderm:

„Ruhberg, den 8. November 1828.

Bei dem nahen Scheiden von unserm friedlichen Thal und seinen lieben Bewohnern tritt Ihr liebes verehrtes Bild vor meine Seele — und auch Ihnen muß ich noch einmal Lebewohl sagen — noch einmal danken, für die Freude, die mir ward, Sie wieder zu sehn, für viel genüßreiche Stunden, die ich Ihrer Freundschaft verdanke. Wohl dem, der so wie Sie, mein hochverehrter Freund, nach einem thatenreichen Leben, vertrauensvoll und mit frischem Muth zu dem Urquell aller Gnade blickt und der Menge seiner Verehrer ein schönes Vorbild ächt christlicher Standhaftig-

feit bei so viel Demuth ist. Auch mein Muth ist durch den Ihrigen gestärkt, und ich danke es innig Gott, daß er mich mit so viel lieben und ausgezeichneten Menschen hier vereinte, deren Leben und Wirken recht wohlthätig auf mein Gemüth wirkte und eine reine Quelle des Trostes für mich ward u. s. w.“

Für ihre späteren Lebensjahre war der Fürstin noch viel Unglück vorbehalten. Sie verlor kurz nach einander zwei Söhne und eine schöne, von ihr heißgeliebte Tochter sah sie lange leiden und in ein frühes Grab sinken. Am 7. April 1833 starb auch ihr Gemahl. Sie überlebte ihn nur wenige Jahre und verschied am 7. December 1836 nach kurzem Unwohlsein. In Antonin an der Seite ihres Gemahls fand sie ihre letzte Ruhestätte.

## Kapitel V.

### Elise von Ahlefeldt die Gattin Lüchow's.

Nicht mit Schild und Schwert gewaffnet, nicht als Streiterin zog sie in den Krieg, aber die junge, fühne Freischaar zum Kampf gegen das Joch der Fremdherrschaft anfeuernd, durch ihren hochherzigen Zuspruch begeisternd, den Verwundeten Trost und Hilfe spendend.

Elise von Ahlefeldt, das verwöhnte Kind des Glücks und der Pracht, theilte freudig alle Entbehrungen und Strapazen des Krieges. Wie wußte sie an der Seite des geliebten Mannes, dessen Haß gegen die Franzosen ihn ihr eigentlich zuerst zugeführt hatte, die thatenlustige Jugend für den Freiheitskampf zu entflammen! Aus einem altadeligen Geschlecht in Dänemark stammend, wo sie auf den herrlichen Landsitzen ihrer Vorfahren eine frohe Jugend verlebte, hatte Gräfin Elisa auf einer Reise, die sie im Sommer 1808 mit ihrer Mutter nach dem Hannoverschen Bade Nenndorf unternommen, zum ersten Mal den Fuß auf deutschen Boden gesetzt. Strahlend von Geist und Schönheit, bezaubernd durch Liebenswürdigkeit

und holde Anmuth, ward sie in dem sehr besuchten Bade alsbald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Einige französische Offiziere waren besonders bemüht, der Gefeierten ihre Huldigungen darzubringen. Man sah sie an der table d'hôte immer im lebhaftesten Gespräch mit der jungen Gräfin. Aber ein eigenthümlicher Zwischenfall machte diesem geselligen Verkehr ein unerwartet schnelles Ende. Einer der Offiziere erkühnte sich einmal mitten in der Unterhaltung die Hand der Gräfin zu erfassen. Sie war so entriistet über die Dreistigkeit, daß sie eine Flasche Wasser ergriff und den ganzen Inhalt über ihre Hand ergoß, gleichsam, als wollte sie den ihrer Keuschheit angethanen Schimpf damit herunter spülen. Unter den anwesenden Gästen erregte dieser Vorfall natürlich nicht geringes Aufsehen und einige preußische Offiziere, die von Haß gegen die Franzosen erfüllt waren, frohlockten über die ihren Feinden zugefügte Beschimpfung, und da sie die Gräfin für eine Deutsche hielten, erschien ihnen ihr Verfahren als ein Beweis des glühendsten Patriotismus.

Von dem Wunsch beseelt, mit einer so warmen Vaterlandsfreundin in nähere Beziehung zu treten, ließen sie sich noch am selben Tage der Mutter der Gräfin vorstellen. Zu diesen preußischen Offizieren gehörte auch Adolph von Lützow, der nachmals so bewährte Freischaaarenführer. Schon zierte der Orden

pour le mérite seine Heldenbrust. Er hatte an den Kriegen am Rhein, an den Streifzügen des Schillschen Corps rühmlichen Antheil genommen und bei der Vertheidigung von Colberg sich durch seine Tapferkeit hervorgethan. Jetzt brannte er vor Begierde, sein Vaterland von der Bonaparteschen Knechtschaft zu befreien, und sah voll Unmuth auf den Tilsiter Frieden, der alle begeisterten Vaterlandskämpfer zur Unthätigkeit zwang.

Lützow entdeckte bald, daß nicht Haß gegen die Franzosen, sondern nur die Verletzung ihres weiblichen Zartgefühls die Gräfin so aufgestachelt, aber er entdeckte gleichzeitig in ihr eine hohe Begeisterung für die Freiheit und ein warmes Mitgefühl für Deutschlands Schmach.

Eine kurze Bekanntschaft — und Lützow entbrannte in glühender Leidenschaft für das schöne, von den edelsten Gefühlen beseelte Mädchen. Sie erwiderte seine Neigung. Aber ihr Vater, der für seine schöne, reiche Tochter eine ganz andere Partie als einen armen Offizier im Sinn gehabt, verweigerte seine Einwilligung und erst nach langem Harren und schwerem Kampf sahen die Liebenden sich am Ziel ihrer Wünsche. Im März 1810 ward ihre Hochzeit gefeiert. Doch nicht nur die stillen Freuden der Liebe waren ihnen vorbehalten. Die welterschütternden Ereignisse des Jahres 1812 und die Erhebung Preußens zum

letzten, verzweifelten Kampf, riefen auch Lützow zu den Waffen. Voll glühendem Eifer für die heilige Sache nahm seine Gattin an allen seinen Bestrebungen den regsten Antheil.

Ihre Biographin Ludmilla von Ussing erzählt:

„Lützow eilte nach Breslau, um dort seine Truppen anzuwerben. In dieser Stadt war ein so großer Zusammenfluß von Menschen, daß Lützow in den ersten Tagen, ehe sich später im Hotel zum „Scepter“ Platz fand, für sich und Elisen kein anderes Unterkommen erlangen konnte, als in einer ganz geringen Schenke.

Während ihn seine Geschäfte außerhalb des Hauses in Anspruch nahmen, übertrug er Elisen, die sich zum Kriegsdienst meldenden Freiwilligen anstatt seiner zu empfangen, und sofort anzuwerben. Dort nahm sie, da kein anderer Raum vorhanden war, in einer elenden Bierstube mit hölzernen Bänken jene stürmische Jugend auf, die sich zum Befreiungskampf herandrängte.

In dieser ärmlichen Umgebung erschien den jungen Leuten die schöne, edle, von lebhaftesten Vaterlandsgefühlen besetzte Frau wie ein höheres Wesen, von dem sie wie bezaubert wurden, ja, wie der Genius der Freiheit selbst, der ihnen ihre Bahn anwies und



ihnen Todesmuth und Opferfreudigkeit verlieh. In der That war Elisens ganzes Wesen in jener großen Zeit wie von einem ungewöhnlichen Glanze verklärt; sie liebte ihren Gatten treu und warm, aber jene höchste Höhe feurigster Leidenschaft und extatischer Begeisterung, wie sie sie damals an den Tag legte, konnte ihre große Seele nie für einen einzelnen Menschen, sondern nur für ein mächtiges Weltgeschick, für Vaterland, Freiheit und Poesie empfinden. Hier floß alles zu einem Brennpunkt zusammen, die Geschichte selbst schien einer wunderbaren Dichtung gleich, die Dichter griffen mit zum Schwerte, und der Donner der Schlachten vereinigte sie mit ihren enthusiastischen Vaterlandsgefährten.

In der kleinen ärmlichen Schenke zu Breslau wurden viele Tapfere von Elisen angeworben; zu diesen gehörte auch Theodor Körner, der von Wien herbeigeeilt, und so viele Andere, die sich ihr mit Verehrung angeschlossen und ihr für immer ergeben blieben.

Bald nach Theodor Körner's Eintritt in die Schaar sollte dieselbe im Mai in dem Dorfe Rogau bei Zobten feierlich den Eid der Treue ablegen, und in der Kirche eingesegnet werden. Der junge feurige Dichter, der zu dieser Festlichkeit ein Lied gedichtet hatte, das als Choral vorgetragen werden sollte, war in der äußersten Verlegenheit, weil der Schneider ihm trotz aller Vorstellungen betheuerte, er sei so mit

Arbeit überhäuft, daß es ihm unmöglich falle, ihm bis dahin seine Uniform anzufertigen. In der Verzweiflung eilte Körner zu Elisen und klagte ihr sein Mißgeschick. Diese zeigte auch bei diesem Anlaß, wie bei vielen größeren, ihre gütige und hülfreiche Fürsorge. „Niemand als Sie, gnädige Frau,“ rief Körner, „kann mir helfen, Sie aber vermögen alles!“ Auf sein dringendes Ersuchen versprach ihm Elise, selbst zu dem Schneider, der zufällig in dem Hofe ihres Hauses wohnte, zu gehen, und ihn selbst um die Anfertigung der Uniform zu bitten. Sie that dies denn auch wirklich, ging in die Werkstatt des Schneiders, und stellte ihm die Begeisterung und Ungeduld des jungen Mannes vor, so wie seine Betrübniß, wenn er bei dem Feste fehlen müßte. Der Schneider war so entzückt und hingerissen von der holden, liebenswürdigen Frau, daß er ihr verhiess, er wolle die Nächte zu Hülfe nehmen, und die Uniform zur bestimmten Zeit liefern. Nicht nur hielt er Wort, zur größten Freude Körner's, der Elisen für die glückliche Entscheidung, die sie herbeigeführt, lebhaft dankte, sondern so sehr hatte die letztere den einfachen Handwerker begeistert, daß er sich selbst sogar eiligst noch eine Uniform nähte, und gleichfalls in die Freischaar mit eintrat.

Nie ist Schiller's Ausspruch: „Schöne Seelen wirken durch ihr Sein“ mehr bestätigt worden als

durch Elisen; der Einfluß, den sie auf die ganze Freischaar ausübte, war ein ungeheurer; man versteht erst recht den Geist, welcher diese jungen feurigen Helden beseelte, die aus den ausgezeichnetsten Männern, aus Künstlern, Ärzten, Geistlichen, Dichtern, Lehrern und Naturforschern, aus Bornehmen, Geringen seltsam gemischt waren, diese Verbrüdereten, die zum großen Theil jenem deutschen Bund angehörten, der mit kühnen Plänen umging, diese Schwarzen, welche nur diese und keine andere Farbe trugen, weil sie damit ausdrücken wollten, daß das deutsche Leben noch verfinstert sei, diese ganze Schaar, welche eben so richtig von Theodor Körner die „wilde, verwegne Jagd“ als von Karl Immermann die „Poesie des Heeres“ genannt werden konnte, diese ganze Gestaltung versteht man erst recht, wenn man weiß, daß eine reizend schöne, von den kühnsten Idealen beseelte Frau ihren Mittelpunkt bildete, und die Herzen entflamnte. Darum waren die Schwarzen ebenso gefittet, als muthvoll und tapfer, ebenso poetisch gefühlvoll als hartnäckig im Kampfe. Indem sie sich „die Kützower“ nannten, trugen sie ja auch Elisens Namen, und ihr wollten sie Ehre bringen, wie dem Vaterlande; ein Blick Elisens stimmte sie zu ihren Liedern und trieb sie todesfreudig in den Kugelregen; wie in den alten Ritterzeiten stritten sie zugleich für die gute Sache und für den Ruhm ihrer Dame.

Elise war so durchaus edel, daß sie gewissermaßen alles um sich her zwang, nur edle Empfindungen für sie zu hegen, aber diese steigerten sich denn auch bei der Mehrzahl zur innigsten Verehrung und Freundschaft, ja zur Anbetung. Sie war keine wilde Amazone, sie blieb immer zart und mild und weiblich, aber durchglüht von dem reinsten Feuer der Begeisterung. Dürfen wir Lützow, den braven, tapferen Führer, dem seine ganze Schaar, wenn er auch nicht immer so rasch in seinen Unternehmungen war, als diese brausende Jugend es wünschen mochte, mit Liebe und Hochachtung anhing, das kräftige Schwert der Schaar nennen, das wacker drein schlug, und dem alles nacheiferte, so war Elisa dagegen der Geist, der sie beherrschte, und über sich selbst hinaus hob.

Elisa hielt sich immer in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes auf; bei den häufigen schweren Verwundungen, welche Lützow erlitt, kam sie gleich herbei, und pflegte ihn mit aufopferndster Treue und Liebe; auch viele der andern Verwundeten pflegte sie mit ihren eigenen Händen und erschien bei den leidenden Kriegern, wie ein hülfreicher Genius, voll zarter Sorgfalt, tröstend und wohlthuend. Wie sie die Lebenden ermutigte, betrauerte sie die Gefallenen auf das tiefste.“

In der Schlacht bei Ligny gerieth Lützow in französische Gefangenschaft, erlangte aber durch den bald darauf erfolgten Frieden seine Freiheit wieder. Die spätern Schicksale des Lützowschen Ehepaars, ihre Scheidung, die besonders Lützow nachher bitter bereute, Elisens Verhältniß zu Immermann, das auch ein unglückliches Ende nahm, ist nicht unsere Aufgabe hier zu schildern.

---

## Kapitel VI.

### Eleonore Prochaska.

Als die Flamme der Begeisterung in Aller Herzen loderte, als ein Gefühl ein ganzes Volk beeseelte, die Selbstsucht schwieg und jedes persönliche Interesse dem Gemeinwohl geopfert ward, da konnte das Außerordentlichste vollbracht werden, das Ungewöhnlichste geschehen. Da Mütter, Gattinnen und Bräute stolz darauf waren, ihr Theuerstes in den Kampf für die Befreiung des Vaterlandes ziehen zu sehen, entbrannte auch in mehr als einer weiblichen Brust ein Thatendrang, der nur in der selbstständigen Führung der Waffen Befriedigung fand. Mag man solches Thun in ruhigen Zeiten als eine Verirrung des weiblichen Geschlechts ansehen, so darf man nicht vergessen, daß in jener sturmbelegten Epoche die hochschlagenden Wellen des Enthusiasmus keine ruhige Erwägung aufkommen ließen und die gemessene Stimme der Vernunft übertönten — wir dürfen auch sagen, zum Glück des deutschen Volkes.

Die Begierde nach Rache erstickte das einfache Gefühl zarter Weiblichkeit im Busen, sie galt, dem

Feind, der nicht allein! das Vaterland geknechtet, sondern die heiligsten Rechte der Familie verletzt hatte. Wer wollte unter solchen Verhältnissen engherzig mit den wenigen Frauen rechten, die ihre innere Entrüstung selbst zum blutigen Kampf trieb! Und man muß anerkennen, wie sehr auch das Kriegshandwerk dem innersten Wesen der Weiblichkeit fremd ist, daß diese Heldinnen durch ihre Unerblichkeit, Tapferkeit, und ihren Heroismus ihren kühnen Entschluß durch die ausdauerndste Thatkraft krönten.

Wir nennen zuerst Eleonore Prochaska, die Tochter eines invaliden Unteroffiziers in Potsdam. Der Vater hatte unter Friedrich dem Großen gedient und sich nach seiner Verabschiedung als Musiklehrer in Potsdam niedergelassen. Wenn er des Abends nach gethaner Arbeit im Kreise der Seinigen ausruhte, (er hatte einen Sohn und zwei Töchter) erzählte er von den Heldenthaten des großen Königs und seiner Heerschaaren.

Der unglückliche Krieg mit Frankreich im Jahre 1806, in dem die preussische Armee alle Vorbeeren, die sie unter Friedrich dem Großen errungen, wieder verloren, war ihm so schmerzlich, daß er nicht mehr von seiner kriegerischen Vergangenheit erzählte. Als aber der mörderische Kampf in Spanien entbrannte, das ganze Volk zu den Waffen griff gegen den Usurpator, Tyrol für seine Unabhängigkeit blutete, erzählte

er von den Heldenthaten der Spanier und ihrer Weiber, von dem glühenden Patriotismus der Tyrolerinnen. Von seinen Zuhörern lauschte am eifrigsten seine Tochter Eleonore. Tief in ihre Seele prägten sich die Erzählungen des Vaters und entflamnten ihren Muth. Auch ihr Vaterland schmachtete in unwürdigen Fesseln. Das Beispiel der Spanierinnen und Tyrolerinnen zeigte, daß durch eine mächtige Willenskraft das schwache Geschlecht erstärke, daß es zur Heldenthat nicht des kräftigen Arms des Mannes bedürfe, vielmehr einer hehren Begeisterung für die heilige Sache.

Als Preußen nach langer Knechtschaft sich zum Krieg rüstete, stand Eleonore's Entschluß fest: für's Vaterland zu siegen oder zu sterben.

Heimlich verließ sie das elterliche Haus und trat unerkannt als Jäger zu Fuß in das Lützowsche Freicorps.

Ein Weib jung, schön und kühn, hatte, wie schon vorher erzählt, großen Antheil an der Werbung der Lützowschen Schaar gehabt. Der Name: „Schaar der Rache,“ die schwarze Tracht waren wohl geeignet ein schwärmerisches, von der aufopferndsten Vaterlandsliebe beseeltes Mädchen wie Eleonore Prochaska zu begeistern.

Weisfolgende zwei Briefe an ihren Bruder legen Zeugniß von ihrer Begeisterung für den heiligen Kampf ab.



## I.

Eleonore an ihren funfzehnjährigen  
Bruder.

Aus unjerm ersten Bivak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da Alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige That zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tyrol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte, dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Thaler, Hirschfänger und Szako zusammen 3 $\frac{1}{2}$  Thaler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger, meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe

nur noch die große Bitte, daß Du es Vater vorträgst, so vortheilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tyrolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesicht lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerciren, tirailiren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde, ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Leb' recht wohl guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder. Grüße Vater und Karolinen tausend Mal; sage ihnen, versichere sie, daß mein Herz stets gut und edel bleiben wird, daß keine Zeit, Schicksal oder Gelegenheit mich zu Grausamkeiten oder bösen Handlungen verleiten soll und daß stets mein Herz treu und bieder für Euch schlägt.

Mit ewiger Liebe Deine

Leonore genannt August Kenz,  
freiwilliger Jäger bei dem Plitzowschen Freicorps  
im Detaschement erstes Bataillon.

## II.

Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurück gelegt und morgen früh um 2 Uhr marschiren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer geglückt ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von funfzehn Jahren mein Kamerad. Im Bivak habe ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich, da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu thun giebt es im Bivak auch genug, denn außer mir ist noch ein einziger Schneider bei der Compagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgend als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn nur das auf dem rechten

Flecke sitzt. Mit dem halte ich zusammen und nähe und wasche fleißig und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Lieber guter Bruder, Du sagtest mir einmal, ich müßte Dein Herz nicht zu dem eines Weibes herabstimmen, sondern in Dir allen Muth zu erwecken suchen. Sieh, Lieber, so denke ich jetzt von Dir und habe die feste Ueberzeugung, daß Du, Vater und Karoline mir nicht böse seid und so gehe ich, durch diesen Gedanken gestärkt, voll Muth und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann wird meine Freude überschwenglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Briefe das letzte Lebewohl, dann, theurer guter Bruder, lebe ewig, ewig wohl. Ich kann vor Thränen nichts weiter sagen, als daß ich auch noch im Tode treu und ewig mit Liebe sein werde Deine Dich ewig liebende Schwester

Leonore gen. August Kenz.

Eleonorens Kampflust und Thatendurst fanden nicht so schnell Befriedigung. Die Hoffnungen der Lützower, daß das deutsche Volk, sobald das Banner der Freiheit aufgepflanzt, sich gleich den Tyrolern und Spaniern in Massen erheben werde, waren nicht in Erfüllung gegangen. Zu einzelnen Streifzügen war das Corps zu zahlreich, zu größeren Unternehmungen

wiederum nicht stark genug. Die erste Zeit verging mit vergeblichem Hin- und Herziehen, man hatte dem Feinde noch nicht einmal die Stirne geboten. Da kam man endlich auf den Gedanken die Schaar zu theilen. Während Lützow mit den Reitern sich nach Süddeutschland wandte, um im Rücken des Feindes zu operiren, zog Petersdorff mit der Infanterie dem Haag und Westphalen zu. Es glückte ihm gleich anfangs einige Magazine wegzunehmen und mehrere kleine feindliche Abtheilungen aufzuheben. Nachdem er im Verein mit den Corps von Woronzow und Czernitschew im Rücken der großen Armee einige kühne Streifzüge ausgeführt, stand er vor Leipzig, das von den Franzosen nur schwach besetzt, er mit Sturm nehmen wollte. Schon rückte er in Schlachtordnung vor, als Parmentaire mit Trompeten und weißen Tüchern erschienen und den Abschluß des Waffenstillstands verkündeten. Die „Freiwilligen,“ erzählt Fr. Förster,\*) „aber wollten nichts von Vertrag und Waffenstillstand hören, man erklärte es für eine französische Kriegslist, um sich hier aus der Affaire zu ziehen und einige Compagnien erhoben ein gewaltiges Gejchrei und begannen auf eigne Faust gegen die Stadt anzurücken. Kein Befehl, kein Zureden half; Woronzow sah sich genöthigt zu drohen, er werde

---

\*) Preußens Helden. Th. 5. S. 381.

Kanonen auffahren lassen, um seinem Befehl Achtung zu verschaffen. Mit Zähneknirschen und Thränen fügten sich die Freiwilligen.“ Und zu diesen Freiwilligen gehörte Eleonore Prochaska.

Die Lützowische Reiterschaar war indeß in Bayern eingedrungen und befand sich vor der Stadt Hof, die sie mit Sturm nehmen wollte, als die Nachricht von dem abgeschlossnen Waffenstillstand eintraf, eine wahre Hiobspost für die thatenlustige Schaar. Gezwungen die Feindseligkeiten einzustellen, trat Lützow den Rückzug an und suchte auf kürzestem Wege das rechte Elbufer zu erreichen, um sich mit dem Corps des General Bülow zu vereinigen. Am 17. Juni Abends bezog er ein Bivak bei dem Dorfe Rixen zwei Meilen von Leipzig. Inzwischen hatte der Herzog von Padua, der das Oberkommando in Leipzig führte, vom Kaiser Napoleon den Befehl erhalten: „hinreichende Colonnen ausrücken zu lassen, um die Räuberbande des schwarzen Corps einzufangen und niederhauen zu lassen.“ Napoleon nährte den bittersten Haß gegen die Lützowische Schaar. Er wußte, daß die edelsten Jünglinge der deutschen Nation ihr angehörten und erkannte, daß diese Streiter durch ihre hohe Begeisterung, ihre Tapferkeit und ihren unerschütterlichen Heldenmuth ihm die gefährlichsten Feinde waren. In seinem Bivak ward Lützow plötzlich von einem feindlichen Corps überfallen, es waren Würtemberger, die

auf französischem Befehl sich eines solchen Treubruches schuldig machten. Vergebens leistete die Freischaar den tapfersten Widerstand. Nach einem blutigen Gemetzel, in dem viele den Heldentod starben, ward der größte Theil des Corps gefangen genommen. Lützow, nachdem er schwer verwundet, durch einige seiner Tapferen, aus dem dichtesten Handgemenge gerissen, entfloß mit noch mehreren andern, die sich später in Havelberg wieder zusammen fanden.

Hr. Förster\*) erzählt: „Das traurigste Loos traf die Verwundeten und in Gefangenschaft Gerathenen. Der Herzog von Padua hielt sich streng an den, ihm vom Kaiser zugegangnen Befehl: „Lützow und sein Corps nicht wie Soldaten, sondern wie eine Räuberbande zu behandeln.“ Die Gefangnen wurden, ohne daß für ihre Pflege und Verpflegung in der ersten Nacht gesorgt wurde, in eine Kirche eingesperrt und waren auch die nächstfolgenden Tage vornehmlich auf die Theilnahme und Wohlthätigkeit der Einwohner Leipzigs angewiesen, welche sich mit gewagtester Aufopferung der gegen alles Völkerrecht gemißhandelten Ehrenmänner als redliche Vaterlandsfreunde annahmen.“

„Aerzte und Wundärzte verschafften sich Zutritt, um die Verwundeten zu verbinden, Frauen und Jungfrauen sorgten für Pflege und Kost, die unter-

---

\*) Preußens Helden. Th. I. S. 401, 402.

nehmenderen brachten Frauenkleider und bürgerlichen Anzug mit; die noch bartlose Jugend wurde in niedliche Stubenmädchen und Fräuleins verwandelt, die bärtigen, nachdem sie der Barbier civilisirt hatte, in die Form unschuldiger Stadtsoldaten gesteckt, oder als Chirurgen und Prediger verkleidet und so eine große Anzahl befreit. Von den 300 Gefangnen, die man in der ersten Nacht eingesperrt hatte, waren am dritten Tage kaum noch einhundert vorhanden."

So zeigte auch bei dieser Gelegenheit das weibliche Geschlecht sich würdig Helden zu Vätern, Gatten und Brüdern zu haben.

Nachdem die Lützow'sche Schaar durch den schmachvollen Ueberfall während des Waffenstillstands so gelichtet worden, ward sie nach Wiederausbruch des Krieges dem Tettenborn'schen Corps zuertheilt. Dieser stand unter dem Oberbefehl des russischen General Wallmoden, dessen Heerschaaren aus den verschiedensten Mannschaften zusammengesetzt waren. Wallmoden hatte eine feste Stellung an der Niederelbe genommen, um den General Davoust, der sein Hauptquartier in Hamburg hatte, zurückzuhalten, dem General Dubinot, welcher gegen Berlin vorrückte, zu Hilfe zu kommen. Dennoch war es Davoust, nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten, gelungen, die gegen ihn gezogene Vorpostenkette zu durchbrechen. Ein weiteres Vordringen glückte ihm aber nicht, da Wallmoden tapfer Stand



hielt. In der Nähe von Schwerin bezog Davoust ein Lager. Damit er sich aber von dort aus nicht mit Dubinot in Verbindung setze, ward Lützow von Wallmoden beauftragt, mit seinen Reitern das Lager zu umstellen und jeden Ausweg sorgsam zu bewachen. Für einen kühnen Freischaarenführer wie Lützow war ein bloßer Wachtdienst eine zu geringe Aufgabe und er sann auf andere Unternehmungen. Die nothwendige Mannschaft zur Bewachung des Lagers zurücklassend, zog er am 25. August mit ungefähr 300 Reitern, theils Preußen, theils Russen aus, um Davoust's Verbindung mit Hamburg zu unterbrechen. Am folgenden Morgen erfuhr er durch Kundschafter, daß ein bedeutender Transport von Lebensmitteln und Waffen auf dem Wege nach dem französischen Lager sei. Lützow traf sogleich seine Anordnungen. Die waldbige Gegend trefflich benutzend, postirte er seine Mannschaften hinter dichten Gebüsch und als die Franzosen herankamen, stürzten die Jäger hervor. Die französischen Soldaten wurden theils niedergehauen, theils in die Flucht geschlagen. Das kühne Wagniß war gelungen, aber um welchen Preis! Von einer Kugel tödtlich getroffen, hauchte Theodor Körner der begeisterte, schwärmerische Sänger der Rachechaar seine Heldenseele aus. Auch in diesem Gefecht zeichnete sich Eleonore Prochaska durch ihre heldenmüthige Tapferkeit aus. Auf Napoleons Befehl sandte Davoust ein Corps von 12000 Mann

zur Verstärkung nach Magdeburg. Diesem Corps den Weg zu versperren war zunächst Wallmodens Aufgabe. Er rückte mit dem größten Theil seiner Mannschaften aus, unter ihnen die Lützowsche Schaar, aber der französische Anführer, von dem beabsichtigten Ueberfall benachrichtigt, nahm am 16. September eine vortheilhafte Stellung in dem Gördewald und den dahinter liegenden Anhöhen. Die „schwarze Schaar“ erhielt den Befehl die feindlichen Posten anzugreifen. Anfänglich leisteten die Franzosen Widerstand, aber nach anderthalbstündigem Kampf war der Wald vom Feinde gelichtet. Der Angriff auf die dicht besetzten Höhen bot weit größere Schwierigkeit. Lützow und seine Tapferen wurden von einem mörderischen Feuer empfangen; immer wieder drangen sie vor, immer wieder wurden sie zurückgeschlagen. Fast sämtliche Cavallerie- und Infanterie-Offiziere des Freicorps waren verwundet oder todt, Lützow selbst hatte einen gefährlichen Schuß in den Unterleib bekommen. Da trat ein glücklicher Moment ein. Die Jäger, die den Feind aus dem Wald vertrieben, drangen wieder hervor; und vereint mit den Schwadronen, die sich gesammelt, ging es von neuem auf den Feind los.

„Bei der Verfolgung der Tirailleurs,“ erzählt Fr. Förster,\*) welche sich, als wir sie aus dem

---

\*) a. a. D. Th. 5, S. 856.

Walde vertrieben hatten, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanteriemassen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Da mir dies einen jener schmerzvollen Mistöne entlockte, wie man sie bei solchen Veranlassungen unwillkürlich auszustoßen pflegt, eilte mein Nebenmann in der Schützenlinie der Maler Kersting herbei, mich zu verbinden. Damit er die Kugel aus der Wunde herausdrücken konnte, hieß er mich niedersitzen, wozu sich als geeigneter Sitz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Kataplan, darbot. Bald versammelten sich noch eine Anzahl Freunde und als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich, um zu probiren, ob meine Armröhre ganz geblieben, die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum Besten gelang, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. „Du verstehst Dich doch auf Alles“ rief ein Anderer ihm zu: „Du schneidest, kochst, wäschst, singst und schießt, wie keiner es besser versteht und nun bist Du auch noch Tambour.“ — „Ein Potsdamer Soldatenkind,“ sagte Renz, „muß sich auf Alles verstehen,“ und trommelte lustig weiter und sang: „Zusamm zusamm ihr Lumpenhund, Ihr sollt zu Euren Hauptmann komm, Ihr sollt 'nen Buckel voll Prügel bekomm,“ so daß die kleine Schaar, welche ihm folgte, als ob wir Soldaten spielten, bald auf

funfzig bis siebenzig Mann anwuchs. So waren wir lustiger Dinge über die ebne Haide bis zum Fuße der vor uns liegenden Hügelfette marschirt, als wir da droben Kanonen auffahren, abproben und alsbald ein heftiges Feuer auf die sich zurückziehende Kavallerie eröffnen sahen. — „Nun hört aller Spaß auf,“ rief unser Trommelschläger, und schlug dann Sturmmarſch. Von einem Commando und Ermägung dessen, was zu thun sei, war nicht die Rede. Mit wüthendem Hurrahgeschrei drangen wir in ungeordneten Haufen, mit Büchsen, wenige nur mit Bajonettgewehr, den Hügel hinan.“

„Hier erfuhr ich zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dichtgeschlossenen Haufen auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das stürzte, sprengte, stob und flog auseinander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und übertäubten eines das andere, aber mein tapferer Renz schritt noch immer voraus, und schlug Sturm auf seiner Trommel. Die auseinander gesprengte Schaar schloß sich im verdoppelten Sturmschritt wieder zusammen; es galt nur noch einen beherzten Anlauf und wir waren dann der Batterie so nah, daß die Kugeln über uns weg fliegen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen; unser tapftrer Trommelschläger stürzte neben mir, krampfhast hielt er den Zipfel meines Ueberrockes fest

und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutenant ich bin ein Mädchen!“ — Ohne darauf zu achten, riß ich mich los; nur wenige Schritte noch und wir standen in der Schanze. Dieses letzte und entscheidende Wagniß gelang, die Haubitze hatte wiederum ihre Ladung erhalten, allein bevor der Feuerwerker mit der brennenden Lunte aufhaute, war er von dem Jäger Bachmann niedergestossen und sein Schicksal theilten die andern das Geschütz bedienenden Feinde. Nun aber gab es einen Jubel zum Rasendwerden: zwei französische Kanonen mit Sturm genommen! Wir waren anfänglich kaum ihrer neun bis zehn Mann dabei, sämmtlich in innigster Herzbruderschaft befreundet, die wir in Heidelberg, Zena, Halle und Berlin geschlossen. Wir fielen einander mit Thränen um den Hals, andere kletterten auf die Kanonenläufe und ritten darauf wie Kinder, mehrere kommen hinzu, wir tanzten wie von der Tarantel gestochen; man könnte das auch „ein Kanonenfieber“ nennen, so außer sich geräth man.

Leider wurden wir bald auf eine sehr überraschende Weise aus unserm Taumel wieder nüchtern gemacht. Nur einige hundert Schritte von den genommenen Geschützen waren zwei französische Bataillons in Kolonne angerückt und das vorderste gab Feuer auf uns. Mehrere der Unsern, die eben noch im Hochgefühl des Sieges mit uns gejubelt, lagen todt am Boden.“

Später fährt Fr. Förster\*) fort: „Mir war plötzlich bei dem Jubeltanz um das Geschütz der Hülferuf unseres armen Trommelschlägers wieder in's Gedächtniß gekommen und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten festgehalten: „Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen.“ Ich stürzte zurück nach der Stelle, wo ich noch manchen andern Freund hatte fallen sehen. Um Renz fand ich einen unserer Aerzte beschäftigt, eine Kartätschenfugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert; man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet; der schneeweiße Busen verrieth in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligtes Lächeln schwebte. Das heldenmüthige Mädchen war Leonore Prochaska, 21 Jahr alt (beruht auf einem Irrthum, denn sie war im Jahre 1785 geboren und also 28 Jahr alt) aus Potsdam gebürtig. Unter unfäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung ertrug, verschied Leonore am 5. Oktober in Dannenberg. Ein Bericht von da vom 7. meldet: „Heute Morgen 9 Uhr wurde die Leiche der in der Schlacht an der Görde verwundeten Leonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger. im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der

---

\*) a. a. D. Th. 5, S. 859, 60.

heiligen Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland. Trauernd folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannöversche und russisch-deutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielsmannsegge nebst sämtlichen Offizieren. Der königliche preussische Grand maître de la Garderobe, Minister und außerordentlicher Gesandter Graf de Grootte hatte sich ebenfalls eingefunden. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm des Krieges geknickten Völk den letzten Gruß noch in das Grab.“ —

„Als dem Könige der Bericht über das Gefecht an der Görde vorgelegt wurde, erklärte er: „es werde von ihm auf die Erhaltung des ruhmwürdigen Andenkens der für König und Vaterland in den Tod gegangnen Eleonore Prochaska Bedacht genommen werden.“

Aber erst im Jahre 1865 wurde dem Heldemädchen ein Denkmal gesetzt. Auf dem St. Annen-Kirchhof bei Dannenberg, wo sie begraben liegt, ward eine auf einem Sockel ruhende Pyramide errichtet. Diese trägt auf der Breitseite die Inschrift: „Eleonore Prochaska, freiwilliger Lüzkower Jäger, genannt August Renz, geboren in Potsdam den 11. März 1785 tödtlich verwundet in der Schlacht bei der Görde am 16. September 1813.“ Auf der Rückseite: „Sie

fiel verwundet im Schlachtgewühl mit dem Ausrufe:  
 „Herr Lieutenant ich bin ein Mädchen.“ Siehe  
 Förster, Geschichte der Freiheitskriege B. I. S. 858.  
 Dannenberg, den 16. September 1865.

Friedrich Rückert hat als Freimund Reimar die  
 Heldin besungen:

Prochaska.

Ich müßte mich schämen, ein Mann zu heißen,  
 Wenn ich nicht köunt' führen das Eisen  
 Und wollte Weibern es gönnen,  
 Daß sie es führen können.

Wer ist der Gesell, so fein so jung?  
 Doch führt er das Eisen mit gutem Schwung.  
 Wer steckt unter der Maske?  
 Eine Jungfrau, heißt Prochaska.

Wie merkten wir's nur nicht lange schon  
 Am glatten Sinn, am feinen Ton?  
 Doch unter den männlichen Thaten  
 Wer konnte das Weib errathen?

Aber es hat sie getroffen ein Schuß!  
 Jetzt sagt sie's selber, weil sie muß.  
 Wundarzt, geh bei Leibe  
 Nicht unsanft um mit dem Weibe!

Zum Glück traf dich die Kugel nicht eh'r,  
 Als bis Du Dir hattest genüßliche Ehr  
 Erstritten in Mannesgeberden,  
 Jetzt kannst Du ein Weib wieder werden.



1

Doch ich müßte mich schämen ein Mann zu heißen  
Wenn ich nicht wollte führen das Eisen,  
Und wollte Weibern es gönnen,  
Daß sie führen es können.

---

## Kapitel VII.

### Sophia Dorothea Friederike Krüger.

Das lauteste patriotische Gefühl trieb Eleonore Prochaska hinaus in das blutige Getümmel der Schlachten; es führte eine nicht minder kühne und tapfere Jungfrau dem Yorkschen Corps zu, mit dem sie kämpfend und siegend von den Ufern der Oder bis an die Seine zog und nicht eher das Schwert in die Scheide steckte, bis sie von den Höhen des Montmartre das stolze Paris besiegt zu ihren Füßen liegen sah.

Dieses Heldenmädchen war Sophia Friederike Dorothea Krüger aus Friedland in Mecklenburg-Strelitz, die Tochter eines Ackerbürgers, der ein eignes kleines Häuschen bejaß, das er sich durch seinen Fleiß und seine Sparsamkeit mühsam erworben hatte. Von dem Ertrag eines gepachteten Ackers, mit dem auch etwas Viehzucht verbunden war, konnte die Familie, die aus vier Kindern bestand, sich nur spärlich ernähren. Friederike, am 8. October 1789 geboren, besuchte für ein Schulgeld von einem Silbergroschen wöchentlich die sehr bescheidene Leieschule des Orts. Ob der Vater

den zweiten Silbergroschen für die Schreibestunde nicht erschwingen konnte, oder ob er nicht für nöthig erachtete, daß seine Tochter schreiben lernte, was bei der damaligen Ansicht über Bildung nicht ganz unmöglich ist, wissen wir nicht anzugeben. Friederike hat später durch eignen Fleiß das Veräumte nachgeholt. Nachdem sie bis zu ihrem achtzehnten Jahre in ihrem elterlichen Hause geblieben, wo sie die Mutter in der Wirthschaft wacker unterstützte, trat sie bei mehreren angesehenen Familie in Dienst.

In jener Zeit ward sie Zeugin der schweren Drangsale, von denen nach der unglücklichen Schlacht bei Jena vorzüglich Norddeutschland heimgesucht wurde. Raubend und plündernd zogen die französischen Heerschaaren bei der Verfolgung Blücher's durch das neutrale Mecklenburg, und Friederike sah in ihrer Vaterstadt manchen ruhigen, wehrlosen Bürger von jenen Uebermüthigen gemißhandelt. Daß ihre Landsleute solche Demüthigungen von dem kranken, siegestrunken Feind ungerügt hinnehmen mußten, kränkte sie bitter und erregte in ihrer Brust einen unauslöschlichen Haß und die dringendste Begierde nach dereinstiger Rache. Zuerst war dazu keine Aussicht. Friederike verrichtete pünktlich ihre Dienstgeschäfte und hegte noch nicht einmal den Gedanken, daß sie in nicht zu langer Zeit das stille Haus mit dem Kriegsgetümmel vertauschen werde. Nachdem sie

vier Jahr im Dienst gewesen, kehrte sie, da inzwischen die Mutter verstorben, zu dem Vater zurück, um ihm die Wirthschaft zu führen. Vermuthlich konnte aber die Familie, ohne daß Friederike noch etwas nebenbei verdiente, nicht bestehen, denn der Vater schickte sie nach Verlauf eines Jahres, im Spätherbst 1812 nach Anklam, um schneidern zu lernen. Kaum hatte sie sich mit ihrem gewohnten Fleiß dieser Beschäftigung unterzogen, als die Nachricht von der Catastrophe in Rußland eintraf, die gleich einem elektrischen Schlag alle Gemüther entzündete und die Jugend mit einer nie gekannten Begeisterung erfüllte.

Friederike hörte, daß viele ihrer Landsleute freiwillig in die preußische Armee eintraten, um die Freiheit des deutschen Bodens zu erkämpfen. Wenn sie auch ihrem Vaterland keinen Heldenarm leihen zu können glaubte, so hoffte sie aber wiederum, der Muth, der sie beseele, werde ihre Kräfte stählen. Lebhaft stellte sie sich die Noth und die Leiden des Krieges vor, aber sie war entschlossen, Alles zu ertragen. War doch der Preis für den sie streiten wollte: die Befreiung der heimathlichen Erdscholle von der Fremdherrschaft, groß genug, um Gut und Blut daran zu setzen.

Sie selbst erzählt: „Mein Vater hatte mich in die Familie des Polizei-Commissars Lemcke zu Anklam gegeben, um mich in der Schneiderei ausbilden zu lassen. Eines Tages kam Herr Lemcke zu Hause mit

der Nachricht, daß Rekrutirung angeordnet und ein Aufruf vom Könige (3. Februar 1813) erlassen sei. Mein Entschluß war schon längst reif, mitzuwirken, wenn der Tag käme, an dem die Fremdlinge vertrieben werden sollten. So wurde er denn zur That. Ich überlegte, wie ich es anzufangen hätte, ohne Aufsehen das Haus zu verlassen und zu den einberufenen Beurlaubten und den Rekruten, die sich schaarenweise sammelten, zu kommen. Als die Frau Lemcke mich zufällig bei dem Anfertigen männlicher Kleidungsstücke traf, gab ich vor, daß ich diese meinem jüngern Bruder, der meine Größe habe, schenken wolle. Als ich alles vorbereitet hatte, schnitt ich mir mein langes Haar ab, verließ in männlicher Kleidung unter Zurücklassung meiner übrigen Habseligkeiten in der Dunkelheit der Nacht das Lemckesche Haus und ging nach Zasenitz, einem großen Dorfe an der Mündung der Oder in das Haff, wo sich die Einberufenen sammelten. Hier gab ich mich für einen Schneider aus, wurde angenommen und zum Reserve-Bataillon des Colberg'schen Regiments nach Wollin geschickt, wo ich einexercirt wurde.“

Nach Bagensky\*) trat sie zuerst unter dem Namen Lübeck ein, muß ihn jedoch sehr bald wieder abgelegt

---

\*) Geschichte des 9. Regiments vom Major v. Bagensky. S. 203.

haben, denn Bagensky erwähnt ihrer kurz nachher bei der Einschließung der Festung Stettin unter ihrem wirklichen Namen, wenn er auch in Bezug auf den Vornamen, indem er statt Friederike, Auguste schreibt, sich einen kleinen Irrthum zu Schulden kommen läßt, der später öfter begangen wird, da die Heldenjungfrau bald als Friederike, bald als Auguste, bald als Auguste Friederike bezeichnet wird. Nachdem sie ungefähr anfangs März eingetreten, kam sie bald in's Feuer, denn ihr Bataillon wurde nach erfolgter Kriegserklärung zur Einschließung der von den Franzosen besetzten Festung Stettin beordert. Hier bewährte das Regiment seinen alten Ruhm, den es sich bei der glorreichen Vertheidigung der Festung Colberg im Jahre 1807 erworben hatte. Die Franzosen wurden in mehreren mörderischen Gefechten geschlagen und in die Festung zurück getrieben. „Bei dem Angriff auf den Kespersteig trat Auguste Krüger, deren später ausführlicher erwähnt werden wird, zuerst als Freiwilliger auf dem Kampfschauplatz.“ \*) Nieman \*\*) erzählt: „In diesem Gefechte hat, nach dem Zeugnisse ihrer Kameraden, ihr Hauptmann zur Vertreibung eines feindlichen, ihn sehr lästigen Postens aus einer

---

\*) Bagensky, S. 133.

\*\*) Nieman, Der Unteroffizier im Regimente Colberg  
S. D. F. Krüger. S. 20.

festen Stellung Freiwillige vorgerufen, unter welchen denn auch sofort Friederike Krüger aufgetreten ist; die übrigen haben über den kleinen unbärtigen Rekruten mit der Knabenstimme gelächelt und gespottet, sie aber hat mehr Entschlossenheit und Besonnenheit entwickelt, als jene, hat, als mehrere von ihnen von feindlichen Kugeln getroffen sind und die übrigen gestutzt haben, diese durch ihren Zuruf ermuntert und beschämt, ist kühn vorangegangen, hat mit ihnen die Feinde überwältigt, sie theils getödtet, theils gefangen genommen. Beim Vorgehen hat sie den dem weiblichen Geschlechte bei heftigen Gemüthsbewegungen eigenthümlichen jauchzenden Ruf oder Schrei ausgestoßen, wodurch aufmerksame Kameraden über das Geschlecht des jugendlichen Helden Verdacht zu schöpfen angefangen haben. Jedoch blieb dasselbe bis zur Schlacht von Dennewitz, wo sie es wegen mehrerer dort erhaltener Wunden nicht länger verheimlichen konnte, dem Regimente verborgen. Gewiß ist dagegen, daß die höheren Offiziere gleich zu Anfange darum wußten, denn der General von Borstell sagt in einem ihr unter dem 1. December 1815 zu Magdeburg ausgestellten Zeugnisse ausdrücklich, daß er ihr anfangs die Aufnahme verweigert und nur auf ihr dringendes Bitten gestattet habe und gegen die Verpflichtung, sich stets ehrenhaft und sittsam zu betragen.“

In der Schlacht bei Großbeeren am 23. August that sich das neunte Regiment, dem inzwischen das Reserve-Bataillon, bei dem Friederike stand, zugetheilt worden war, durch seine Tapferkeit glänzend hervor. Es stand mit in den vordersten Reihen und sobald die Feuerschünde nur einige Wirkung gethan, stürzte es hervor, sich mit wildem Ungestüm auf den Feind werfend. Die Sachsen, die in der Vorderfront standen, wichen zurück, die Preußen ihnen nach, durch das lichterloh brennende Dorf mit Bajonet und Kolben auf sie einhauend, weder die Gluth des Feuers noch den dicken erstickenden Rauch achtend. Hinter dem Dorf sammelten sich die Sachsen, von einigen französischen Regimentern unterstützt, wieder, aber die Preußen hieben so tapfer ein, daß sie ein völliges Blutbad anrichteten und nur wenige Feinde bei hereinbrechender Nacht in den nahen Wald entkamen. Sobald die Colberger das Dorf glücklich erstürmt, ging es auf eine feindliche Batterie los, zwei Kanonen wurden erobert, die andern retteten die fliehenden Mannschaften und eine feindliche Colonne, welche herbei gesprengt kam, um die anstürmenden Preußen zurückzudrängen, ward gleichfalls, nachdem sie namhafte Verluste erlitten, in die Flucht geschlagen. Obgleich Bagensky des Heldenmädchens in dieser Schlacht nicht besonders erwähnt, ist doch wohl anzunehmen, daß sie sich mit der schon oft bewährten Tapferkeit geschlagen,



ihre Kameraden haben ihr wenigstens das größte Lob gespendet.

In der Schlacht bei Dennewitz am 6. September stand das Colberg'sche Regiment auf dem rechten Flügel bei dem Dorfe Göhlsdorf. Trotz wiederholter Angriffe wollte es ihm nicht gelingen die Franzosen aus Göhlsdorf zu vertreiben, bis der General Vorstell mit neuen Streitkräften heranrückte. Die Franzosen und Rheinbündler wurden gänzlich geschlagen und ihr Rückzug endete in eine wilde Flucht. Obgleich an der Schulter durch ein Granatstück schwer verwundet und auch am Fuß nicht unbedeutend verletzt, nahm das Heldemädchen trotz aller Vorstellungen bis zum letzten Augenblick an dem Kampfe Theil, in welchem sie sich durch ihren Heroismus so hervor gethan, daß sie noch auf dem Schlachtfelde zum Unteroffizier ernannt wurde. Kurz nachher erhielt sie das eiserne Kreuz zweiter Klasse und den kaiserlich-russischen Georgen-Orden fünfter Klasse. Ihre Wunden kaum beachtend, wollte sie ihr Regiment auf seinem Siegeszuge nicht verlassen; aber auf Befehl ihrer Vorgesetzten, ward sie in ein Lazareth nach Berlin gebracht. Dort verblieb sie sechs Wochen. Als der König nach der Schlacht bei Leipzig auf einige Tage nach Berlin kam und die Lazareth besuchte, trat er auch an Friederikens Krankenbett, erkundigte sich nach ihrem Befinden und belobte ihre Tapferkeit.

Inzwischen war Bülow, dem nach dem Siege bei Leipzig die Aufgabe geworden, Holland zu erobern, mit seinen Heerschaaren, unter ihnen das Colberg'sche Regiment, in jenes Land eingedrungen. In dem ersten Treffen, der Erstürmung der Festung Arnheim, befand sich Friederike schon wieder bei ihrem Bataillon. Von ihrer Geschicklichkeit als Tirailleur legte sie hier glänzende Proben ab. An allen Gefechten die das Armeecorps zu bestehen hatte, nahm sie den rühmlichsten Antheil. Bei der Schilderung des Sturms auf Herzogenbusch schreibt Bagenstky (S. 203): „Vorzugsweise machte sich bei diesem Unternehmen, wie bei jeder andern Gelegenheit ein Mädchen, Auguste Krüger aus Friedland in Mecklenburg durch Unererschrockenheit bemerkbar. Nachdem ihr Geschlecht (in der Schlacht bei Dennewitz) bekannt geworden war, wurde sie bei ihrer untadelhaften Führung stets mit großer Rücksicht behandelt.“ Sie selbst sagte mit ihrer natürlichen Einfachheit: „die Festungen Herzogenbusch und Bammel wurden von uns genommen.“ —

Nachdem Bülow Holland und Belgien erobert, zog er nach Frankreich, wo er sich anfangs März bei Soissons mit Blücher vereinigte. Hier traf Friederike mit einem Landsmann und ehemaligen Schulkameraden den späteren Schmiede-Ultman und Thierarzt Brunn, der auch als Freiwilliger in den Krieg gezogen, zusammen. Er erzählt dieses Begegnen: „Es kam

einer unjerer Husaren von einem Ordonanzritte zurück und theilte mir mit, daß er an dem Lager eines nicht weit von uns stehenden pommerischen Regiments vorbeireitend, von einem Unteroffizier desselben gefragt sei, zu welchem Regimente er gehöre, das E. auf der Säbeltasche falle ihm auf. Er habe geantwortet: zum Mecklenburg-Strelitzschen. „„Ei,““ habe der Pommer ausgerufen, „„da sind wir ja Landsleute! Ich bin aus Friedland.““ „„Auf diese Mittheilung des Husaren,““ fährt nun Brunn fort, „bestieg ich sogleich mein Roß und ritt hin. Einen Offizier, den ich vor dem Bivouac der Pommern antraf, fragte ich, ob er mir nicht Auskunft geben könne, in welchem Bataillon sich ein Mecklenburger als Unteroffizier befinde, oder wohin ich mich zu dessen Auffindung zu wenden habe. „„Ein solcher steht,““ war die Antwort, „„beim ersten Bataillon und ist noch dazu ein weiblicher.““ Er befahl nun einem Soldaten, den Unteroffizier Krüger herbei zu rufen, der auch sofort erschien. „„Hier ist,““ sagte der Offizier, „„ein Landsmann von Ihnen, der nach Ihnen fragt.““ — Obgleich wir uns seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatten, so erkannte Friederike mich doch sogleich, wie auch ich mich nach längerer Verwunderung darin fand, die ganz veränderte Jungfrau mit kurzem Haar unter dem Szako, im Kriegsgewande, mit dem eisernen Kreuze auf der Brust und mit den Unteroffiziertreffen

am weißen pommerschen Kragen vor mir zu sehen. Sie erzählte mir in der Kürze ihre bisherigen Erlebnisse, wie ich ihr die meinigen und die der übrigen Friedländer, welche mit mir in das Husarenregiment eingetreten und zum Theil schon als Opfer des Krieges gefallen waren. — Es hatte sich während dieses Gesprächs ein Kreis von ihren Kameraden um uns gebildet, welcher mit großer Aufmerksamkeit und sichtbarem Wohlgefallen unsern Mittheilungen zuhörte und die höchste Achtung vor dem kleinen unbärtigen Korporal durch Gebarden und Worte zu erkennen gab. Ein Offizier sagte mir: „„Ihre Landsmännin ist (was denn doch in der That in dieser Heldenschaar kein geringes Lob war) einer der bravsten Unteroffiziere des Regiments und hat das eiserne Kreuz verdient wie nur einer. Wo zu irgend einer verwegenen That Freiwillige vorgerufen wurden, ist sie immer die erste gewesen, die vortrat, und hat durch kühnen Muth und Geistesgegenwart oft die Bewunderung der ältesten Krieger erregt, wie sie die jüngeren zur Nachahmung erweckte. Aber eben so große Achtung hat sie auch beim ganzen Regimente wegen ihrer untadelhaften, sittlich reinen Aufführung. Wahrlich, sie macht ihrer Vaterstadt alle Ehre; Friedland kann stolz darauf sein, eine solche Tochter zu haben.““ — Da wirbelten die Trommeln; wir mußten uns trennen, und nicht sie allein, auch ihre umstehenden Kameraden drückten mir

zum Abschiede die Hand. Wenige Tage darauf wurde die Schlacht bei Laon geschlagen, wir zogen auf verschiedenen Wegen nach Paris, und ich hatte nicht das Glück, sie in Frankreich wieder zusehen.“ —

Am 31. März 1814 war Paris von den Verbündeten eingenommen worden, aber das Colbergische Regiment hatte noch einen harten Kampf zu bestehen. Es erhielt den Befehl, das durch Natur und Kunst gleich stark befestigte Lustschloß Compiègne mit der Stadt zu nehmen. Der Versuch zu stürmen, ohne mit dem dazu erforderlichen Kriegshandwerkzeug versehen zu sein, mißlang, das Colbergische Regiment erlitt empfindliche Verluste und zog sich zurück, da es durch seine Tapferkeit das fehlende Kriegsmaterial nicht zu ersetzen vermochte. Am 5. April erreichte es die Höhen des Montmartre, wo es ein Lager aufschlug. Das große Ziel war erreicht: in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs diktierten die Verbündeten den Frieden und mit edlem Stolz konnten die Colberger auf ihre Waffenthaten zurückblicken, an denen wesentlichen Antheil genommen zu haben Friederike sich mit vollem Recht rühmen durfte.

Nach fünftägiger Ruhe ward wieder aufgebrochen. Bülow zog nach Flandern, das Colbergische Regiment erhielt Quartier in Gent, wo es zwei Monate, Mai und Juni, blieb. „Bei der Durchreise des Kaisers Alexander durch diese Stadt,“ erzählt Rieman (S. 32)

„wurde der Unteroffizier Friederike Krüger zum Ordensdienſt bei demſelben kommandirt. Die Majestät, über ſie unterrichtet, unterhielt ſich ſehr gnädig mit ihr und verſprach für ſie ſorgen zu wollen. Daß der Kaiſer ihr aber ſein Wort gehalten habe,“ fügt Nieman hinzu: „iſt mir nicht bekannt geworden, es ſei denn, daß die nachträgliche Verleihung des Georgen-Ordens dafür gälte.“

Nach Verlauf der beiden Monate kam das Regiment nach Erefeld und der Umgegend, wo es bis zum nächſten Frühjahr verweilte. Der Reid und die Mißgunſt, die auf dem Wiener Congreß ſich gegen Preußen ausſprachen, dem man die Erfolge ſeiner glorreichen Thaten verkürzen wollte, erregten in den Herzen der preußiſchen Krieger, die ſich wohl bewußt waren, das Meißte zur Befreiung Europa's vom napoleonischen Joch gethan zu haben, einen tiefen Unwillen und den jehnlichen Wuñſch die Undankbaren, die dem Schwerte Preußen's ſoviel verdankten, einmal deſſen ganze Schärfe fühlen zu laſſen. Daß Friederike auch zu jenen Kriegsluſtigen gehörte, unterliegt wohl keinem Zweifel und iſt auch darin der Grund zu ſuchen, daß ſie nicht gleich nach eingetretner Waffenruhe zu ihrem friedlichen Handwerk zurückgekehrt iſt.

Bei Napoleon's plötzlichem Wiederauftreten loderte die Kriegsflamme hell auf. Eine Million Streiter ſtand alſbald ſchlagfertig, um die von den Verbündeten

gegen den französischen Kaiser ausgesprochne Acht aufrecht zu erhalten. Das Colberg'sche Regiment, durch 600 freiwillige Jäger verstärkt und der zweiten Brigade des zweiten Armeecorps (unter General von Borstell) zuertheilt, rückte sogleich über Rüttich nach Huy vor, um die in dieser Stadt ausgebrochene Empörung der sächsischen Garde-Bataillone gegen den Feldmarschall Blücher zu dämpfen. Borstell ließ auf Blücher's Befehl das eine Bataillon entwaffnen, aber den zweiten Befehl des Feldmarschalls: die Fahnen des Bataillon's in dessen Beisein zu verbrennen, erschien ihm eine zu harte, von dem Marschall „Vorwärts“ in augenblicklicher Zornesaufwallung dictirte Strafe, und er vollzog sie nicht, wofür er von Blücher zuerst in Arrest und dann auf die Festung Magdeburg geschickt wurde.

An der blutigen Schlacht bei Wigny am 16. Juni nahm das Colberg'sche Regiment den rühmlichsten Antheil. Als Napoleon mit seinen Gardes und 3000 schweren Reitern die preußische Mitte durchbrach, warf es sich ihm entgegen und leistete ihm einen unerschütterlichen Widerstand. „Als aber dennoch,“ erzählt Nieman (S. 34) „die Schlacht verloren war und der Rückzug angetreten werden mußte, gingen die beiden Musketier-Bataillone, in deren erstem unsere Heldin mitfocht, unerschüttert durch das Geschützfeuer und die wiederholten Reiterangriffe des Feindes in geschlossenen

Vierecken, wohl geordnet wie auf dem Exercierplatze eine kurze Strecke ruhig zurück. Bei Bry retteten sie durch abermaliges Vorgehen eine zwölfpfündige Batterie, welche, in einem Hohlwege fest eingeschlossen, sich in der äußersten Gefahr befand, von der feindlichen Reiterei genommen zu werden. Dann blieben sie als die rechten Triarier bis zum Morgen auf dem Schlachtfelde stehen, ohne von dem ergrimmtten Feinde weiter belästigt zu werden. Das Füsilier-Bataillon, welches getrennt von den beiden andern gefochten hatte, ging nach bedeutendem Verluste so geschlossen und geordnet aus der Schlacht, daß der General von Sneyenau, welcher alle seine Adjutanten verschickt hatte, sich ihm persönlich anschloß und ihm während der Nacht die Bewachung des großen Hauptquartiers in Tilly übertrug. Das Regiment hatte schwere Verluste: 3 Offiziere todt, 10 verwundet, 60 Unteroffiziere und Gemeine todt, 270 verwundet! — Friederike, den ganzen heißen Kampf hindurch mitten im ärgsten Mordgetümmel, wurde wunderbar vor den feindlichen Geschossen bewahrt, ebenso, wie am 19. und 20., als ihr Regiment mit zur Verfolgung Grouchy's abgesandt, vor Namür einen äußerst blutigen Kampf zu bestehen hatte, der ihm außer seinem tapferen, bewährten Obersten von Zastrow, bei dem unsere Heldin in besonderer Hochachtung gestanden, an Todten und Verwundeten 19 Offiziere und 427 Mann kostete.“



In Blüchers Tagebefehl vom 17. Juni in dem es heißt: . . . . .

„Besonders danke ich derjenigen Infanterie, welche beim letzten Angriffe der feindlichen Cavallerie Massen formirte, die Angriffe des Feindes abschlug und sich durch ihr Betragen bei ihm Achtung und Furcht zu verschaffen gewußt hat,“ sah Friederike den schönsten Lohn für ihre Tapferkeit. Und noch in späten Jahren war es für sie ein freudig erhebendes Gefühl, wenn des heldenmüthigen Widerstandes der Colberger in der Schlacht bei Vigny gedacht wurde, und sie sagte wohl: „Ich bin auch dabei gewesen.“ Dem zweiten Armee-corps, welches wegen Borstell's Abwesenheit ohne Anführer war, wurde nach der zweiten Einnahme von Paris, die Belagerung der Festungen im nördlichen Frankreich übertragen. Das Colbergische Regiment war thätig bei der Einnahme der Festungen Landreth und Phillippeville und ist auch unter den Belagerern von Givet und der Felsenfeste Charlemont erwähnt.

Als nach dem zweiten Pariser Frieden, die ganze Welt der Ruhe bedürftig, sich von keiner Seite mehr kriegerische Gelüste kund thaten und der Friede für längere Zeit gesichert schien, bat die Heldenjungfrau um ihre Entlassung. Der von dem Oberst von Schmidt, dem Nachfolger Zastrow's ihr ertheilte Regimentsabschied lautete sehr ehrenvoll, ebenso der vom General von Kraft zu Recroy ihr ausgestellte Reisepaß.

### „Reiseroute“

für die Jungfrau Auguste Krüger, welche als Unteroffizier im königlichen Regimente Colberg die Kriegsjahre 1813—15 mitgemacht hat und nun verabschiedet von hier über „(folgen die Etappen=Orter)“ nach Berlin geht.

„Mit dem Bemerken, daß es der Inhaberin freisteht, jeden dritten oder vierten Tag zu ruhen, ersuche ich die Herrn Orts=Commandanten ergebenst, derselben außer der gesetzlichen Verpflegung rücksichtlich ihres Geschlechts und ihrer ausgezeichneten Dienste ein zweispänniges Fuhrwerk verabsolgen zu lassen.“

gez. v. Krafft,

Gen.=Major und Chef der 6. Brigade,  
2. Armee=Corps.

Am 1. December kam Friederike in Magdeburg an, wo sie sich unverzüglich bei dem General Borstell meldete, der ihr ein glänzendes Zeugniß ausstellte.

„Ich fühle mich verbunden, der Friederike Auguste Krüger in Anerkennung der seltenen Vereinigung des höchsten Heldenfinnes und der zartesten Weibertugend dieses kühnen Mädchens, welches bei Demewitz, obgleich an Schulter und Fuß verwundet, das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, das Zeugniß zu ertheilen, daß sie durch den kräftigsten Muth und die sittsamste Bescheidenheit, durch den beharrlichsten Diensteifer und

die klarste Besonnenheit das Vertrauen ihrer Vorgesetzten und Untergebenen eben so bald zu gewinnen als stets zu erhalten gewußt hat.“

„Auguste Krüger hat ihr Wort gegen mich bei der ihr früher pflichtmäßig verweigerten und nur ungern zugebilligten Annahme als Soldat gelöst, daß sie sich „„untadelhaft und brav schlagen und sittsam betragen werde.““ Möge dieses außerordentlich verdienstliche Heldennädchen bald aus dem Geräusch der Waffen in den stillen Genuß einer ihr gebührenden dauernd glücklichen Häuslichkeit versetzt werden.“

Magdeburg, den 1. December 1815.

gez. v. Borstell,  
Königl. General-Lieutenant.

Von Magdeburg begab sich Friederike nach Berlin, wo sie dem König gemeldet wurde, der ihr eine Jahresrente von 72 Thalern aussetzte und sie in einem eignen Schreiben ihrem Landesherren dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz empfahl, der ihr auch eine Pension von 50 Thalern jährlich verlieh. In der vom 10. Januar 1816 datirten Urkunde heißt es:

„Nachdem Wir der Auguste Krüger aus Friedland zur Belohnung ihrer ausgezeichneten Vaterlandsliebe und ihres in den Feldzügen gegen Frankreich bewiesenen Muthes eine jährliche Pension von fünfzig Thalern bewilligt haben, so haben Wir derselben darüber die gegenwärtige Versicherung ertheilt“ u. s. w. —

In ihrer Vaterstadt ward das Heldenmädchen mit großem Jubel begrüßt und ihr viel Ehre erwiesen. Nach den Aussagen ihres Landsmanns Brunn, der sie in Berlin traf, ist sie in jener Zeit, wenn auch nicht mehr im activen Dienst, doch noch in dienstlichen Verhältnissen gewesen, indem sie eine Art Aufsicht über die pommerschen Ersatzmannschaften, Genesene und Geheilte aus den Lazarethen, führte, und hat diesen Posten bis zu ihrer Verlobung bekleidet.

„Als ich erfuhr,“ erzählt er, „daß ein weiblicher Unteroffizier unter den Pommern sei, wußte ich, daß dies Niemand als meine Landsmännin sein könne; ich erkundigte mich nach ihr und einer von den Soldaten führte mich in ihr Quartier, wo ich sie in der Uniform fand. Bei meinem zweiten Besuche traf ich sie nicht zu Hause; die Wirthin sagte mir, sie sei in völliger Rüstung zum Wachtdienste ausgezogen, lobte sie, daß sie, wenn der Dienst sie nicht rufe, still und fleißig daheim sei und sich Kleider nähe. Ich sei außer dem Burschen, der ihr aufwarte, die einzige männliche Person, welche sie noch bei ihr gesehen habe. Als ich sie ein ander Mal wieder antraf, fand ich sie mit der Anfertigung weiblicher Kleidungsstücke beschäftigt, und sie erklärte mir ihren Entschluß, den Waffenrock alsbald für immer auszuziehen. Bei Gelegenheit eines Spazierganges mit ihr bin ich Zeuge von ihrer Geistesgegenwart und Entschiedenheit gewesen

und von dem Respekt, welchen der kleine Unteroffizier den sechs Fuß langen Gardisten einzuflößen mußte. Wir waren in ein Wirthshaus eingetreten und saßen bei einem Glase Bier, als mehrere Pommern, die ihren Unteroffizier hatten hineingehen sehen, eintraten und ihn baten, ihnen beizustehen; übermüthige Gardisten hätten sie vom Tanzaale, der im Hintergebäude sei, unter groben Beleidigungen verdrängt. Sofort erhob sie sich und ging hin; ich folgte ihr und war Zeuge, wie sie die großen Gardisten mit ihrer weiblichen Stimme andonnerte, ihnen ihren thörichten Hochmuth, ihr unfameradliches Benehmen vorwarf, ihnen einrieth, daß die Pommern unendlich viel mehr geblutet, gelitten und gethan hätten, als die Gardien, und sie so zurecht setzte, daß sie, beschämt, nichts zu entgegnen hatten und sich von Stund' an mit ihren Waffenbrüdern gut vertrugen.“

Zum Ordensfest in Berlin eingeladen, war sie aus ihrer Vaterstadt nach dort zurückgekehrt. Auf dem Feste ward ihr die ehrenvollste Auszeichnung zu Theil, man sah sie von den höchsten Offizieren umgeben, die dem weiblichen Waffengefährten ihre Bewunderung seines Heldennuths ausdrückten, der König, mit dem seiner Haft entlassnen Vorstell an der Seite, der der Heldin mündlich ein eben so glänzendes Zeugniß ausstellte, wie er es schon schriftlich gethan, trat an Friederike heran, unterhielt sich längere Zeit mit ihr

und versprach ihr, sobald ein wackerer Mann um sie werbe, für ihre Ausstattung zu sorgen.

Noch ahnte sie selbst nicht, daß schon in jenem Augenblick ein wackerer Mann sein Auge auf sie gerichtet habe. An dem Ordensfeste nahm auch der Unteroffizier Karl Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment aus Seehausen in der Altmark gebürtig, der sich das eiserne Kreuz erworben, Theil. Durch Zufall saß er während des Mittagmahls in der Nähe von Friederike. Er fand großes Gefallen an ihr und war entschlossen, alsbald um sie zu freien; aber einige Freunde, denen er seine Absicht kund that und die der Meinung waren, daß Brunn, den sie öfter mit Friederiken gesehen, dieselben Gefühle nähre, die vielleicht die Heldin erwiedere, machten ihn auf diesen Umstand aufmerksam. Köhler ging sogleich zu Brunn und erklärte ihm unverholen, daß er ein sehr lebhaftes Interesse für das Heldenmädchen hege, daß er jedoch, falls Brunn ältere Ansprüche habe, zurücktrete. Auf Brunn's Erklärung: sein Verhältniß zu Friederiken sei nur ein freundschaftliches, er achte und schätze sie, habe aber überhaupt nicht den Wunsch einen Ehebund zu schließen, warb Köhler sogleich um ihre Hand, die sie ihm auch zusagte. Sie baten um die königliche Genehmigung, welche sie unverzüglich erhielten. Der König machte ihr ein Geschenk von 20 Friedrichsd'or, welches er ihr mit nachfolgendem Schreiben sandte:

„Der Auguste Krüger wünsche Ich auf ihr Schreiben vom 16. d. M. zu ihrer bevorstehenden Verheirathung Glück, und in der Erwartung, daß sie sich auch als Ehefrau ebenso rühmlich wie im Militairstande verhalten werde, überjende Ich ihr das anliegende Geschenk als Beitrag zur künftigen Einrichtung.

Berlin, den 23. Februar 1816.

gez. Friedrich Wilhelm.“

Am 5. März fand in der Garnisonkirche im Beisein vieler hohen Offiziere und zahlreichen Kameraden die Trauung statt. Neben dem Bräutigam, dem großen, stattlichen Garde-Unteroffizier und Ritter des eisernen Kreuzes, stand die Braut, weit kleiner, aber von kräftiger Gestalt, auf den kurzen, noch nicht wieder gewachsenen Haaren, den blühenden Myrthenkranz, die Brust mit dem eisernen Kreuz, der Kriegsdenk Münze und dem russischen Orden geschmückt. Das Festmahl von Borstell und mehreren Generalen ausgerichtet, fand im Englischen Hause Statt.

Köhler wurde berittener Steuer- und Grenzaufseher, später Ober-Grenzcontrolleur zu Uchen in der Ufermark. Bei dem ersten Kinde übernahm der König die Patheustelle durch folgendes Schreiben:

„Ich will die in dem Schreiben der Köhler'schen Eheleute vom 4. d. M. Mir angetragene Patheustelle

bei ihrem am 25. Juli gebornen Sohn annehmen, und indem ich den Eltern zu diesem Ereignisse Glück wünsche, übersende Ich ihnen beifolgende 30 Thaler Geld als Unterstützung.

Berlin, den 12. August 1819.

gez. Friedrich Wilhelm.“

Bei dem zweiten Kinde war der Großherzog von Mecklenburg = Strelitz Pathe. Nach allen Berichten lebte das Köhlersche Paar in einer sehr glücklichen und zufriednen Ehe und da beide haushälterisch waren, auch in guten Verhältnissen. Vier Kinder, von denen das eine aber schon nach einem Jahr wieder verstarb, wurden ihnen geboren.

Ueber ihre silberne Hochzeit schrieb die Vossische Zeitung vom 10. März 1841:

„Lychen, den 7. März. — Am 5. d. M. fand hier ein Fest statt, welches füglich zu den seltensten und außerordentlichsten gerechnet werden kann. Zwei vor- malige Unteroffiziere, beide Ritter des eisernen Kreuzes und des russischen Georgen = Ordens, feierten ihre silberne Hochzeit. Der jetzige Ober = Controleur Köhler und dessen Gattin Auguste, geborne Krüger, waren das glückliche Paar.“

Und von allen Seiten wurden sie besungen, ihre Heldenthaten gepriesen und ihnen Huldigungen zu dem Feste dargebracht.



Wie sie im Leben immer beisammen waren, so blieben sie auch im Tode nicht lange getrennt. Am 31. Mai 1848 starb Friederike an einer Brustkrankheit und schon am 14. September 1851 folgte ihr Gatte 60 Jahr alt.

Bei der funfzigjährigen Jubelfeier jener glorreichen Epoche hat auch die Stadt Friedland das Andenken ihrer Heldin gefeiert. An dem Hause, in dem sie geboren, ward eine gußeiserne Tafel mit nachfolgender Inschrift angebracht:

†

Sophia Dorothea Friederike Krüger  
wurde in diesem Hause geboren  
am 8. October 1789.

Sie kämpfte in dem Befreiungskriege 1813—15 für das Vaterland als Unteroffizier in einem pommerischen Bataillon der preußischen Armee mit und wurde wiederholt auf dem Schlachtfelde verwundet.

Für ihre Tapferkeit erhielt Sie  
von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen  
das eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünze.

Zu ihrem ehrenden Andenken gewidmet  
von ihrer Vaterstadt 1864.

Friedrich Rückert hat das Heldenmädchen besungen:  
 Der Unteroffizier Auguste Friederike Krüger.

Dieser Unteroffizier,  
 Mädchen, wie gefällt er Dir?  
 Seine Farben steh'n ihm gut  
 Und sein kriegerischer Hut,  
 Und er schaut so muthig d'rein:  
 Mädchen, hast ihn Lust zu frei'n?  
 Mädchen, laß es bleiben!

Dieser Unteroffizier,  
 Wie ein Mann steht er allhier;  
 Wenn er seinen Rock zieht aus,  
 Wird, o weh, ein Mädchen d'raus,  
 Und wenn Jemand ihn will frei'n,  
 Darf es selbst kein Mädchen sein.  
 Das sind Wunder Gottes!

Dieser Unteroffizier,  
 War ein Mädchen so wie ihr;  
 Aber als der Krieg begann,  
 Macht' es sich zu einem Mann;  
 Weil's die Schneiderei verstand,  
 Macht es sich ein Mannsgewand,  
 Zog als Mann zu Felde.

Dieser Unteroffizier,  
 Focht mit rechter Mannsbegier,  
 Hat erfochten Wunden viel  
 Und ein eisern Kreuz am Ziel,  
 Andern Braut'schatz auch, der klingt,  
 Den zum Heirathsgut sie bringt  
 Dem, der sie will freien.

Dieser Unteroffizier

Wer ihn frei'n will, glaubet mir,  
Muß ein tücht' Hauptmann sein,  
Wenn der Handel soll gedeih'n.  
Ei, ein Hauptmann bringt ihn schon  
Zur Subordination  
Trotz dem Kreuz am Halse.

---

## Kapitel VIII.

### Johanna Stegen, das Mädchen von Lüneburg.

Hab' immer eines Helben Muth!  
Vertrau auf Gott! Es wird schon gut  
In allem Trübsal werden.

In der Stadt Lüneburg lebte um das Jahr 1813 ein schlichtes, einfaches, sittsames Bürgermädchen, von hohem, edlem Sinn und reichem Gemüth. 1793 geboren, hatte sie das Unglück den Vater und alle Geschwister frühzeitig dahinsterven zu sehen. War schon zu Lebzeiten des Vaters, der die Stelle eines Aufsehers im Salzwerkamte zu Lüneburg bekleidete, der Familie nur ein kümmerliches Auskommen gewährt gewesen, so gestalteten sich nach dessen Tode die Verhältnisse noch ärmlicher. Die Mutter bezog eine kleine Pension, die aber bei weitem nicht ausreichte; sie verfertigte nebenbei Handarbeiten und Johanne trat bei der verwittweten Zollverwalterin Henzen in Dienst. Durch ihren frommen braven Sinn, ihre Treue und Arbeitsamkeit und eine Geschicklichkeit, der sich damals Mädchen ihres Standes nicht rühmen konnten — sie

schrieb unter anderm eine zierliche, gefällige Handschrift und wußte ihre Gedanken sehr hübsch einzukleiden — erwarb sie sich bald die Liebe ihrer Herrschaft.

Frau Hentzen, von echtem deutschen Sinn, anhänglich an ihr Vaterland, voll glühendem Haß gegen die Franzosen, entzündete zuerst in Johanna's Gemüth die hohe Begeisterung für die Befreiung ihres Vaterlandes, durch welche sie nachher der guten Sache so große Dienste geleistet hat. Freude verklärte ihr Antlitz, als die erste Nachricht von der Niederlage der Franzosen in Rußland eintraf und sie knüpfte daran die Hoffnung, daß auch ihr Vaterland sich von der Gewalt Herrschaft der Franzosen befreien werde; denn durch die französische Einquartierung in Lüneburg hatten die Bewohner dieser Stadt den Druck der Fremdherrschaft bitter genug empfinden müssen.

Es erfolgte die Erhebung Preußens. Am 20. Februar rückten die Russen in Berlin ein, das von den Franzosen geräumt wurde, welche die Stärke der russischen Corps weit überschätzend, sich von allen Seiten zurückzogen. So räumten sie auch am 18. März Lüneburg; mit ihnen zogen die fremden Behörden fort. Als die Einwohner sich von den verhaßten Feinden befreit sahen, brachen sie in ungeheuren Jubel aus und die einrückenden Russen wurden mit begeisterten Hochs empfangen. Die alten heimischen Behörden waren wieder eingesetzt, die

Stadt Lüneburg schwelgte im Glückstaumel, bis plötzlich eine Abtheilung französischer Soldaten heranrückte. Doch die Bürger bewaffneten sich und schlugen die an Zahl nur geringen feindlichen Streitkräfte zurück.

Als aber einige Tage später der französische General Morand mit Verstärkungen, theils französischen theils sächsischen Truppen heranrückte, leisteten die bewaffneten Bürger einen so schwachen Widerstand, daß Morand sich sofort der ganzen Stadt bemächtigte. Er hielt ein fürchterliches Strafgericht, befahl mehrere Bürger, die mit den Waffen in der Hand betroffen waren, niederzuschießen, ließ funfzig andere fesseln und ins Gefängniß werfen und legte der Stadt eine ungeheure Kriegscontribution auf. Mehrere Lüneburger hatten sich durch die Flucht gerettet und waren zu dem russischen General Dörnberg geeilt, um seine Hilfe für die unglückliche Stadt nachzusuchen. Dörnberg zog Verstärkungen an sich, unter andern ein pommerisches Jüsilierbataillon und ein Detachement freiwilliger Jäger unter Anführung des tapferen Majors von Bock, die aber durch einen langen Marsch sehr ermüdet, ankamen. Am 2. April rückte Dörnberg zum Angriff vor. Die Franzosen, im Besitz der Stadt und der umliegenden Höhen, hatten eine sehr vortheilhafte Stellung und waren überdies den verbündeten Russen und Preußen an Fußvolf und Geschütz

überlegen. In zwei Heeressäulen schritten die Verbündeten am Morgen des 2. April zum Angriff. Die Preußen, voll glühendem Patriotismus, stürmten unaufhaltsam vor, die Sachsen, denen größtentheils die Vertheidigung der Stadt anvertraut war, leisteten tapfere Gegenwehr, aber vor dem Ungeßüm der Preußen mußten sie endlich weichen.

In der Stadt war indeß Sturmmarßch geschlagen worden, die Bewohner Lüneburgs hatten ihre Häuser verschließen müssen. Theils in Kellern, theils hinter wohlbewahrten Fenstern versteckt, harrten sie zwischen Furcht und Hoffnung des Ausgangs. Geschütze krachten, Kugeln schlugen in die Dächer, Granaten zischten vorbei, es waren schwere Stunden. Frau Hengen befand sich schon seit einiger Zeit bei ihrer Tochter, die in der Nähe von Lüneburg an einen Prediger verheirathet war, und hatte Johanna und deren Mutter die Sorge für ihr Haus übertragen. Während des Kampfes hatten beide in dem gewölbten Keller eines Nachbarhauses Schutz gefunden. Johanna kannte keine Furcht. Voll Vertrauen zur Vorsehung hoffte sie, daß die gerechte Sache siegen werde. Als die Wuth des Kampfes etwas nachließ, ging sie nach dem Hausflur, rückte einen Stuhl an die Thür und sah durch das obere Fenster auf die Straße hinaus. Eine Schwadron Husaren sprengte vorbei, neben dem Führer ritt ein Lüneburger Schlächtermeister mit gezogenem

Säbel, der mit vielen andern Bürgern an dem Kampfe rühmlich Theil nahm.

Johanna ergriff's mächtig, sie sah Andere für die Befreiung ihrer Vaterstadt thätig, und sollte müßig zuschauen? Sie dachte an die Strapazen, die die Soldaten zu ertragen haben. In diesem Moment erblickte sie einen großen Krug mit Branntwein auf einem Spinde im Hausflur. Sie nahm ihn herunter, nahm ein Glas dazu und eilte vor die Thür. Es kam grade ein Trupp Cosacken vorbei, Johanna stieg auf eine Bank, die vor der Thür stand, rief den Soldaten zu und winkte ihnen mit dem Glase. Diese ließen den freundlichen Wink nicht unbeachtet, kamen heran geritten und labten sich an dem Trunk. Der Krug war bald geleert, Johanne setzte ihn nieder. Sollte sie jetzt unthätig bleiben, da so viele handelten? Aber was konnte sie thun ein schwaches Weib? Doch sie fühlte sich stark, sie wußte ja auch, daß ihre Kräfte in ungewöhnlichen Augenblicken sich steigern müßten. Es trieb sie hinaus in den Kampf, sie wollte nicht in den Versteck zurück, sie wollte nicht vor der Gefahr fliehen, indeß so Viele für die Erlösung ihrer Vaterstadt ihr Leben wagten.

Eilig verließ sie das Haus, in wilder Hast jagten die flüchtigen Sachsen und Franzosen an ihr vorüber. Verwundete und Todte bedeckten die Straßen. Unter ihnen erkannte sie die Frau eines Sachsen, der bei



ihrer Mutter bis zum Morgen im Quartier gelegen. Aus der Flucht der Franzosen und Sachsen schloß sie, daß der Sieg sich auf Seiten der Verbündeten neige. Als sie weiter ging, ward ihre Aufmerksamkeit auf zwei Männer gelenkt, die in einem Weggraben mehrere Fässer öffnieten und fluchten: statt der gehofften Beute nur Patronen zu finden, deren Kugeln, wie sie sagten, nach einem in der Stadt allgemein verbreiteten Gerüchte, vergiftet sein sollten. Johanna richtete ihren Weg nach dem in der Stadt gelegnen Kalkberg, um von da aus die Entscheidung der Schlacht zu sehen. Hier traf sie einen alten Soldaten aus dem siebenjährigen Krieg mit einem Fernrohr das Gefecht verfolgend. Mit Hilfe dieses Fernrohrs konnte auch Johanna einen Blick auf das Schlachtfeld werfen. Von dem alten Soldaten hörte sie zu ihrer großen Betrübniß, daß das Gefecht sich im Augenblick für die Verbündeten ungünstig gestalte. Die Franzosen rückten von neuem vor und die Preußen müßten, wie der alte Soldat meinte, sich bei dem langen Kampf bald verschossen haben.

General Morand hatte in der That, da er sich von allen Seiten bedroht und zurückgedrängt sah, gegen Mittag den Rückzug und die Räumung der Stadt befohlen. Kaum aus den Thoren gezogen, ward er von russischer Reiterei umzingelt und von einer aufgefahnen Batterie heftig beschossen. In dieser

gefährlichen Lage faßte er den Entschluß, sich wieder nach der Stadt zu wenden, wo einige französische und sächsische Bataillone noch Stand hielten. Diese Umkehr hatte der alte Soldat gesehen und sehr richtig erkannt, daß sie den Verbündeten verhängnißvoll werden konnte. Das Gefecht näherte sich immer mehr dem Kalkberge, der Soldat schickte sich zum Gehen an. „So Mädchen nun mach' daß Du auch heimkommst,“ sagte er zu Johanna. An Stelle der frohen Erwartung erfüllte nun tiefe Trauer ihre Seele. Sie verließ den Berg und ging nach dem neuen Thor zu, wo der Kampf am heftigsten entbrannt war. Nachdem sie eine kurze Strecke zurückgelegt, sah sie einen ihrer Bekannten Namens Müller auf einen bei der Flucht im Stich gelassenen Pulverwagen sitzen und eifrig umhersuchen. „Was sucht Ihr da Müller?“ fragte sie ihn, worauf er ihr verdrießlich antwortete: „er hätte auf Werthvolleres gehofft und finde nur Patronen.“

In diesem Moment gedachte Johanna der Worte des alten Soldaten: „Die Preußen werden sich bald verschossen haben.“ Ein glücklicher Gedanke durchflog ihre Seele. „Patronen! Müller!“ rief sie „Patronen? O gebt her, ich habe dahinten noch mächtigeren Vorrath, die sollen den Franzosen noch gut bekommen.“ — Müller mußte ihre Gedanken errathen haben, denn der Inhalt erschien ihm auf einmal nicht mehr so werthlos und er füllte Johanna's dargehaltne Schürze damit.

Das Mädchen hatte schwer zu tragen, aber sie fühlte die Last nicht. Konnte sie doch vielleicht zur Errettung ihrer Vaterstadt beitragen! Sie brachte die Patronen nach dem Graben, wo die gefüllten Fässer lagen. So ging sie immer hin und her, die schwere Last ließ sie nur langsam fortichreiten, aber sobald sie die Schürze ihres Inhalts entleert, eilte sie pfeilschnell zurück, um neuen Vorrath zu holen.

Inzwischen zog sich das Gefecht immer tiefer in die Stadt hinein, Kugeln sausten bei Johanna vorüber, Müller verließ den Pulverwagen und mahnte auch Johanna für ihre Sicherheit Sorge zu tragen. Aber sie schritt unaufhaltsam vorwärts, die „Bohnen“ wie sie sie nannte, jagten ihr keine Furcht ein. Da Müller den Pulverwagen verlassen, kletterte sie selbst hinauf, um ihre Schürze zu füllen. Noch ehe sie den Weggraben erreicht, sah sie von allen Seiten Soldaten herankommen. Sie konnte nicht unterscheiden, ob es Feinde oder Freunde waren, denn die Soldaten hatten sich in Mäntel gehüllt, um sich vor dem herabfallenden Regen zu schützen. Johanna wußte nicht, wohin sich wenden. Da erkannte sie plötzlich die Preußen, die mit gefälltem Bajonet auf die Franzosen losgingen. Sie lief einige Schritte neben dem Offizier her und fragte ihn: ob die Franzosen wohl wieder in die Stadt kämen.“ — Der Offizier redete sie barsch an und befahl ihr nach Hause zu gehen. „Ein Mädchen

habe hier nichts zu schaffen und nichts zu suchen," meinte er. „Was trägst Du da so schwer?" rief er aber indem — „Patronen," erwiderte Johanna und ihr Blick leuchtete auf, als könne sie durch diese Patronen den Preußen Hilfe bringen. „Patronen, Mädchen," rief wieder der Offizier. „Wir haben keinen Schuß mehr. Woher? — „Aus dem Pulverwagen dort und im Graben habe ich noch große Haufen." — „Colonne Halt!" kommandirte der Offizier. — Im Augenblick befahl er vier Jägern die Patronen dem Mädchen aus der Schürze zu nehmen.

Diese merkwürdige Scene hatte sich so tief in Johanna's Gedächtniß eingepreßt, daß sie sie noch in späteren Jahren ganz getreu wiedererzählen konnte. Nun war für das Heldenmädchen der lang ersehnte Moment gekommen. An dem großen Werk: der Befreiung ihrer Vaterstadt von dem verhassten Feind konnte sie theilnehmen. Die Gefahr ward immer größer, die Kugeln schlugen rund umher ein, aber nichts konnte mehr ihren Feuereifer zähmen. Von den Hurrarufen der Soldaten begleitet, eilte sie zurück nach dem Weggraben und holte neuen Vorrath. So ging sie unter dem Kugelregen und dem Kanonendonner bald hin, bald zurück. Mit den Zähnen die Zipfel ihrer Schürze haltend, schob sie den Kämpfenden, um das Leeren der Schürze zu erleichtern, rastlos die Patronen in den Busen. Johanna sah Freunde und

Feinde um sich herum fallen, Kugeln durchlöcherten ihre Kleider, eine ermattete Kanonenkugel zerriß ihren Rock, als sie sich bückte, um einige auf die Erde gefallene Patronen aufzuheben. Aber sie wankte nicht, mitten im blutigen Schlachtengetümmel hielt ihr Muth sie aufrecht. Während sie einem Jäger die Patrone reichte, stürzte er durch eine, unter ihrem ausgestreckten Arm durchgehende Flintenkugel schwer verwundet nieder. Sie sah die Gefahr, die dem Unglücklichen drohte, wenn er in dem Kugelregen liegen blieb. Ihr Eifer zu helfen stählte ihre Kraft, auf ihrer Schulter trug sie den Verwundeten nach einem nahen Graben, wo er geschützt war. Dort ließ sie ihn sanft nieder und verband mit ihrem Halstuch seine Wunde. Dann eilte sie nach dem Kampfplatz zurück. In diejem Augenblick sprengte aus einem Hinterhalt ein sächsischer Offizier mit geschwungnem Säbel auf sie zu, um ihr den tödtlichen Streich zu versetzen. Doch ein Kosack stürmte mit seiner Lanze auf ihn ein und streckte ihn nieder, ehe er sein frevelhaftes Vorhaben ausführen konnte; wahrscheinlich war der Kosack einer von denen, welchen Johanna am Morgen den Labetrunk gereicht.

Bis zum Abend zog sich das Gefecht hin. Die Franzosen wurden von allen Seiten geschlagen. Durch ihre heldenmüthige Tapferkeit und Johanna Stegens unverhoffte Hilfe hatten die Preußen einen glänzenden Sieg erfochten; der General Morand und der sächsische

Anführer fielen schwer verwundet in die Hände der Verbündeten, die viele Gefangne und eine ansehnliche Beute machten.

In ihren zerstückten Kleidern, das Gesicht von Pulverdampf geschwärzt, ward Johanna auf dem Markte mit ungeheurem Jubel empfangen. Aber das bescheidne Mädchen schlich sich so schnell als möglich fort, um zu ihrer Mutter zurückzukehren. So leicht und froh war's Johanna noch nie um's Herz gewesen. Inzwischen hatte die Mutter schon von der kühnen That der Tochter gehört und da die alte Frau kein Verständniß für Johanna's heroische Gefühle hatte, mußte diese bei ihrer Heimkehr eine harte Strafpredigt, die beinahe in Thätigkeit ausgeartet wäre, über sich ergehen lassen. Der preußische Befehlshaber hatte von dem wunderbaren Mädchen gehört, aber keiner wußte ihm zu sagen, woher sie gekommen, wohin sie gegangen, nur ein Soldat konnte ihr Aeußeres beschreiben. Besonders hob er hervor, daß sie rothes Haar habe, und dieses Merkmal führte später auf ihre Spur.

Schon am folgenden Tage verließen die siegreichen Russen und Preußen Lüneburg. Johanna sah sie von dannen ziehen. Sie wollte mit, wollte gleich ihnen die Waffen führen und bei den preußischen Jägern eintreten. Als sie ihrer Mutter ihr Vorhaben kund that, war diese nicht wenig bestürzt. Dennoch erkannte

sie, daß sie der heldenmüthigen Tochter zu diesem heldenmüthigen Wunsch ihre Einwilligung nicht versagen dürfe. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Mit tiefbekümmerten Herzen sah die bejahrte Mutter ihr letztes Kind von sich scheiden und hielt nur mit Mühe um Johanna's willen ihre Thränen zurück. Doch der Schmerz überwältigte sie, da die Scheere angelegt wurde, um Johanna's langes, volles Haar abzuschneiden. Johanna war sehr gerührt und bereute, ihrer Mutter solche Trauer bereitet zu haben. Der Entschluß, in den Krieg zu ziehen, ward aufgegeben, so schwer es auch dem Heldenmädchen fiel.

• Nun weihte sie ihre ganzen Kräfte den Verwundeten. Eine Heldin im Getümmel der Schlacht war sie ein zartfühlendes Mädchen am Bett der Leidenden. Mit aufopfernder Hingebung pflegte sie die Unglücklichen, keinen Unterschied zwischen Freund und Feind kennend. Aber die Feinde dachten nicht so edel wie sie. Ein gefangener sächsischer Sergeant stürzte sich auf das Mädchen, da sie arglos den verwundeten Sachsen Hilfe leistete, ergriff sie am Hinterhaar und schlug sie aus voller Gewalt mit der Stirn gegen einen Thürpfosten, indem er ausrief: „Das ist die Canaille, auf die allein wir gestern 16 Mann unsere Patronen verschossen haben, ohne sie zu treffen, und um die unser braver Offizier sein Leben verlor, weil er sich verschworen hatte, sie niederzuhauen.“ —

Doch der wachthabende Unteroffizier sprang dazwischen und entriß sie den Händen des Wüthenden.

Am 4. April zwischen 10—12 Uhr Abends rückte ein ungefähr 5000 Mann starkes französisches Corps in Lüneburg ein, um Rache an der Stadt zu nehmen. Der französische Oberfeldherr ließ alle Waffen einfordern und 106 der angesehensten Bürger gefangen setzen. Doch schon am folgenden Tage erhielt er einen Brief vom General Dörnberg, in welchem dieser ihm anzeigte, daß er an den zahlreich gefangnen französischen Offizieren ohne Unterschied blutige Vergeltung nehmen werde. Andere russische Heerführer, die in der Nähe herumschwärmten, aber zu schwach waren, um mit Erfolg gegen die Franzosen operiren zu können, erließen ähnliche Drohungen. Nach einigen Tagen wurden die Bürger in Freiheit gesetzt und am 9. April zog das ganze französische Corps wieder von Lüneburg fort. Aber die Bewohner schwebten dennoch in fortwährender Angst, denn sie konnten jeden Augenblick gewärtigen, die Feinde wiederzusehen und ihrer Rache preisgegeben zu sein. Das Gefürchtete traf nur zu bald ein. Am 27. April besetzte General Sebastiani mit 6000—7000 Mann Lüneburg mit den Worten: „Cette occupation sera durable,“ und dem drohenden Zusatz: „J'ai fait trembler Constantinople.“ — Die Franzosen umgaben die Stadt mit Palisaden und verammelten die Thore. Bis zum 17. September



blieben sie Herren der Stadt. Erst das Treffen an der Görde, in dem Eleonore Prochaska fiel und die Lütkower einen so glänzenden Sieg über die Franzosen erfochten, befreite die Lüneburger von den verhaßten Feinden.

Am meisten hatte Johanna Stegen von ihnen zu fürchten gehabt. Wenn sie auch im blutigen Schlachtengetümmel keine Angst empfand, war ihr doch der Gedanke, vielleicht meuchlings von den rache-dürstigen Feinden gemordet zu werden, schrecklich und sie hielt sich fast immer in ihrer Kammer verborgen. Nur wenige Getreue wußten um ihr Versteck, die Mutter sagte allen, die nach ihr fragten, daß Johanna Lüneburg verlassen und sie keine Nachricht von ihr habe. Ein Schuhmachermeister, der in der Nähe wohnte und in das Geheimniß eingeweiht war, hatte Mitleiden mit dem jungen Mädchen, das in seiner Einsamkeit ganz verkümmern mußte. Da seine Tochter sehr befreundet mit ihr war, machte er den Vorschlag, daß Johanna, um sich zu zerstreuen, einmal einen ganzen Tag in seinem Hause zubrächte. Der Vorschlag fand Anklang. In aller Frühe, noch unter dem Schutz der nächtlichen Dunkelheit, schlüpfte Johanna in das benachbarte Haus; wo sie mit der herzlichsten Liebe aufgenommen wurde. Gegen Mittag stand der Schuster, wie gewöhnlich eine Pfeife rauchend vor seinem Hause, um zu sehen, was auf der Straße

vorgehe. Kaum hatte er einige Augenblicke gestanden, da bemerkte er mehrere französische Gensd'armen in das Haus gehen, wo Johanna wohnte. Er eilte sogleich in die Stube zurück und Johanna konnte, durch ihn aufmerksam gemacht, noch die Gensd'armen sehen.

Die Wittve Stegen hatte indeß ein hartes Verhör zu bestehen, denn es sprachen verschiedne Anzeichen dafür, daß Johanna das Haus erst kürzlich verlassen haben mußte. Doch die Mutter blieb fest bei ihrer Aussage und die Soldaten mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Darüber erbittert durchsuchten sie noch sämtliche Nachbarhäuser, unter andern das des Schuhmachers, der inzwischen Johanna in seinen Hühnerstall versteckt hatte, wo sie ganz zusammen gefauert, den Späherblicken ihrer Häsher entging. Ein Leben unter solchen Verhältnissen war natürlich für das junge Mädchen unerträglich und sie entschloß sich, zu entfliehen. Durch die guten Beziehungen, in denen sie zu ihrer Herrin stand, konnte sie hoffen, bei deren Tochter, die im Dorfe Ratendorf 2 $\frac{1}{2}$  Meile von Lüneburg wohnte und bei der ihre Herrin sich zur Zeit aufhielt, ein Obdach zu finden. Schon in der nächsten Nacht brachte sie ihr Vorhaben zur Ausführung; ihre Mutter begleitete sie bis zur Stadtmauer. Dort sagten sie sich ein kurzes aber herzliches Lebewohl: es war für Beide ein tiefererschütternder Moment. Johanna riß

sich aus den Armen der Mutter, jede Verzögerung konnte das kühne Unternehmen vereiteln.

Glücklich überstieg das Heldenmädchen Mauer, Wall und Graben und erkletterte die Palisaden. Als sie herunter springen wollte, blieb ihr Kleid an der Spitze eines Pfahls hängen und zerriß. Es verursachte ein leises Geräusch das einer der auf- und abgehenden Posten dennoch gehört haben mußte, denn er rief plötzlich: „qui vivo!“ Johanna in ihrer schwebenden Stellung — noch hing ihr Kleid fest, — hörte den Ruf des Soldaten, sah ihn stehen bleiben und lauschen. Sie sah die drohende Gefahr, aber sie verzweifelte nicht, sie hoffte auf den Beistand der Vorsehung. Nur einige Augenblicke blieb der Soldat stehen; da er nichts mehr hörte, was ihm auffällig war, ging er weiter. Diesen Augenblick benutzte Johanna, riß ihr Kleid mit Gewalt los und sprang herunter, ohne sich Schaden zuzufügen. Nun eilte sie pfeilschnell von dannen und erreichte glücklich ihren Bestimmungsort, wo ihr die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde.

Vier Wochen lang genoß sie hier eine ungestörte Ruhe, bis durch einen unglücklichen Zufall ihr Versteck verrathen ward. Eine alte Bettlerin aus Lüneburg kam nach dem Pfarrhaus, um Almosen anzusprechen. Sie sah Johanna und erkannte sie, gab aber das heilige Versprechen sie nicht zu verrathen. Doch diese

traute den Versicherungen der Bettlerin nicht und verließ trotz der Gegenvorstellungen der Predigerfamilie das Pfarrhaus, obgleich sie nicht wußte, wo sie ein anderes Obdach finden werde und ihr nichts übrig blieb, als nach Lüneburg zurückzukehren. Nachdem sie eine kleine Strecke Weges gegangen, hörte sie Wagen-gerassel und während sie hinter einem Zaun sich versteckt hielt, sah sie Gensd'armen auf das Pfarrhaus zureiten. Das alte Weib hatte Johanna's Versteck den Franzosen verrathen und diese kamen sie gefangen zu nehmen. Sobald Johanna die Gensd'armen aus den Augen verloren, setzte sie ihren Weg fort. Kaum war sie einige Schritte gegangen, sah sie ein Mädchen aus Lüneburg mit mehreren Douaniers die Landstraße daherkommen. Sie konnte ihnen nicht ausweichen. Im Glauben, daß sie nur durch ihr rothes Haar so leicht zu erkennen sei, nahm sie schnell ihren Strohhut ab, hing ihn über den Arm und band ein weißes Tuch um, das die Haare ganz verdeckte. So ging sie an ihnen vorbei. Kaum war sie vorüber, hörte sie das Mädchen sagen: „Das ist Johanna Stegen“ und gleich darauf die Soldaten die Säbel aus der Scheide ziehen. Johanna entfloß über Weg und Steg, die Soldaten jagten ihr nach; doch sie konnte schneller laufen und gewann einen Vorsprung. Sie erreichte einen Wald, zog geschwind die Schuhe aus und lief nun immer weiter und weiter. Die Strümpfe waren

bald durchgelaufen, die Füße bluteten, doch sie fühlte die Schmerzen nicht. Der Gedanke, sich vor einer schmachvollen Gefangenschaft retten zu können, verlieh ihr eine außerordentliche Kraft, denn sie lief so drei Meilen hintereinander, immer in einiger Entfernung von den Franzosen verfolgt. Aber die übermäßige Anstrengung erschöpfte sie so, daß sie fast zusammenbrach. Nicht lebend wollte sie in die Hände der verhaßten Feinde fallen, diesen Triumph ihnen nicht gönnen. Sie überschritt grade einen Bach und an das Brückengeländer herantretend, wollte sie sich in die Fluthen hinabstürzen. „Allmächtiger Gott vergieb mir!“ rief sie. — Doch indem wandte sie noch einmal den Blick nach ihren Verfolgern um, sah diese ganz erschöpft, sich mit Tüchern den Schweiß trocken und nur mit der größten Anstrengung und wankenden Schritts die Verfolgung fortsetzen. Dieser Anblick gab ihr neuen Muth. Ihre letzten Kräfte zusammenraffend, lief sie weiter auf der Landstraße nach Vüneburg zu. Auch die Franzosen beeilten ihre Schritte und riefen den auf der Landstraße daherkommenden Fuhrleuten und mehreren Fußgängern zu, die Flüchtige anzuhalten. Indeß keiner vergriff sich an dem Mädchen, man ließ sie ungestört weiter laufen.

Als sie beinahe die Stadt erreicht, da erst erkannte sie, daß sie ja selbst dem gewissen Verderben entgegen gehe. Man würde sie erkennen und den Franzosen

verrathen. Schnell bog sie in einen andern Weg und lief nach einem nahen Meierhof, wo sie bekannt war. Mit den Worten: „Rettet mich vor den Franzosen!“ — stürzte sie in die Küche. Aber sie fand engherzige, selbstsüchtige Menschen, die aus Furcht vor den Franzosen sie nicht aufnehmen wollten. Nur die Köchin hatte ein gefühlvolleres Herz, sie erkannte Johanna und mit den Worten: „Mein Gott das ist ja unsere Johanna,“ schob sie sie die Treppe hinunter in den Keller. Nun zeigten sich auch die andern mitleidiger. Johanna ward unter einer Butte versteckt, die Wohnstubenthür geöffnet, um durch sie die Kellertür zu verdecken. Inzwischen hatten die Franzosen noch mehrere Kameraden hinzugerufen, mit deren Hilfe sie das ganze Haus durchsuchten, aber die Kellertür wurden sie nicht gewahr und die Mägde redeten den Soldaten vor, daß Johanna durch den Garten entschlüpft sei. Mißvergnügt verließen diese endlich das Haus. So war Johanna wieder auf wunderbare Weise gerettet. Aber dieser Vorgang hatte später für ihre Gesundheit die nachtheiligsten Folgen und führte auch ihren frühen Tod herbei.

In Schweiß gebadet war sie gegen Mittag in den kalten, nassen Keller gekommen und weil die Bewohner des Meierhofes fürchteten, die Franzosen könnten noch eine zweite Nachsuchung anstellen, mußte Johanna bis zum späten Abend in dem Keller bleiben.

Als man sie herausholte, war sie vor Kälte ganz erstarrt, man reichte ihr eine warme Suppe, durch die sie sich etwas erholte. Da auf dem Meierhof ihres Bleibens nicht war, wartete sie nur die Nacht ab, um nach Lüneburg zu gehen. Der Weg ward ohne Störung zurückgelegt. Kaum war sie einige Schritte in der Stadt gegangen, erblickte sie auf der einsamen Straße eine Gestalt. Sie suchte sich zu verstecken, doch in diesem Augenblick hörte sie ein leises Weinen und erkannte ihre Mutter, die von einer dunkeln Ahnung getrieben, zu dieser ungewöhnlichen Stunde auf die Straße hinausgegangen war. Mutter und Tochter trafen sich fast an derselben Stelle wieder, wo sie vor wenigen Wochen den rührenden Abschied von einander genommen.

In das Haus ihrer Mutter zurückgekehrt, hielt Johanna sich dort ebenso verborgen, wie vor ihrer Flucht, die Franzosen, die nicht vermutheten, daß sie nach Lüneburg heimgekehrt sei und nicht wußten, wo sie sie auffinden sollten, ließen von ihrer Verfolgung ab. So lebte Johanna wie ehemals in tiefster Zurückgezogenheit. Wenn auch persönlich von den Franzosen unbelästigt, war es ihr doch sehr schmerzlich, ihre Vaterstadt noch immer unter dem Druck der Fremdherrschaft zu wissen. Als die französischen Truppen am 17. September Lüneburg räumten, konnte sie auch nicht froh werden, da sie ja nicht wußte, ob die

Feinde nicht bald wiedergehren würden. Den folgenden Tag rückte der russische General Lettenborn mit Kosacken, Lützow'schen und Reicheschen Jägern ein. Nun konnte Johanna ihren Schlupfwinkel verlassen. Der General erkundigte sich gleich nach seiner Ankunft nach dem heldenmüthigen Mädchen und lud sie bei sich zur Tafel ein, wo ihr der Ehrenplatz an seiner Seite angewiesen und sie aufgefordert ward, von ihren Thaten und dem ruhmvollen Kampf zu erzählen. In ihrer ganzen Erzählung prägte sich ihre hohe Bescheidenheit und ihre aufopfernde Hingebung für das Vaterland aus.

Da bei dem wechselnden Kriegsglück die Franzosen möglicherweise wieder nach Lüneburg zurückkehren konnten, hielt man es für rathsam auf alle Fälle für Johanna's Sicherheit Sorge zu tragen. Der Major von Reiche nahm sich ihrer an und sandte sie zu seiner Gemahlin nach Berlin, in deren Hause sie vier Jahre verlebte. Bald nach ihrer Ankunft von einer schweren Krankheit, einem Blutsturz, befallen, eine Folge der Erhitzung und Erkältung, die sie sich auf der Flucht zugezogen, ward ihr die liebevollste Pflege zu Theil. Johanna's Verhältniß zur Familie von Reiche, wenn gleich ein abhängiges, gestaltete sich doch binnen kurzem zu einem freundschaftlichen, sie genoß Aller Liebe und Achtung, während sie der Familie von Herzen ergeben war. Im Sommer 1814



räumte sie neben ihrem hohen Sinne für das deutsche Vaterland in ihrem Herzen auch der Liebe eine Stelle ein. Sie machte die Bekanntschaft eines freiwilligen Jägers, Namens Hinderlin, der Johanna's treffliche Eigenschaften alsbald erkennend, die herzlichste Zuneigung für sie nährte und um sie warb. Johanna theilte seine Gefühle und sie gelobten einander Herz und Hand.

Der Wiederausbruch des Krieges führte eine Trennung der Liebenden herbei. Von Johanna's Briefen an ihren Bräutigam aus dieser Zeit sind noch mehrere erhalten. Eine wahrhaft rührende Liebe, eine große Besorgniß um den Geliebten, der wieder in den blutigen Kampf gezogen, aber auch eine unerschütterliche Gottesfurcht und ein zartes echt weibliches Gemüth thun sich in diesen Briefen kund. Mit der Familie von Reiche ging Johanna im Sommer 1815 zum zweiten Mal an den Rhein. Von dort schrieb sie unter anderm ihren Geliebten aus Cleve am 9. Juli 1815:

„Da nun heute 120 Verwundete hier angekommen sind\*) hat ich meine gnädige Frau, daß sie mir doch erlaubte, etwas Essen für sie zu bereiten und sie versorgen zu dürfen. Mit der größten Freude genehmigte

---

\*) Die Schlacht bei Belle-Alliance war am 18. Juni 1815 geschlagen.

sie meine Bitte und ich war so glücklich es ihnen selber zu bringen.“

Sie war unermüdetlich in ihrer Hingebung für die Verwundeten.

Im Jahre 1817 als Hinderjin eine Anstellung bei dem in Berlin errichteten lithographischen Institut erhalten hatte, feierten sie ihre Hochzeit. Johanna ward die zärtlichste Gattin und die sorgsamste Mutter. Am häuslichen Heerd wiederholte sie noch oft ihren Wahlspruch:

Hab' immer eines Helden Muth  
Vertrau auf Gott! Es wird schon gut  
In allem Trübsal werden.

und gern unterhielt sie sich mit den Kampfgenossen ihres Mannes, die oft ihr Haus besuchten, von den Kriegszeiten.

Im Jahre 1842 ward sie ihrer Familie durch einen frühen Tod entrißen. Sie starb an einer Herzbeutelwasserjucht, einer Krankheit zu der die Anstrengung auf der Flucht und der jähe Wechsel zwischen Hitze und Kälte schon damals den Keim gelegt. \*)

Friedrich Rückert und Barnhagen haben das Heldenmädchen zur Zeit besungen:

---

\*) Der Verfasser erinnert sich in seiner Kindheit sie mehrmals gesehen zu haben.

## Johanna Stegen.

In den Lüneburger Thoren  
Ward ein seltner Kampf geseh'n,  
Daß der Kampf nicht ging verloren,  
Ist durch Mädchen dienst geseh'n. —

Bürger griffen zu den Waffen,  
Der Franzosen arge Brut  
Aus der Stadt hinaus zu schaffen,  
Weil sie drin gehau't nicht gut.

Wie sie gegenüber standen,  
Schossen sie nun hin und her,  
Bis die städt'schen Schützen fanden  
Ihre Taschen pulverleer.

„Soll'n wir für den Mangel büßen  
Und die Franzen Sieger sein?  
Lassen werden wir sie müssen,  
Wenn sie uns nicht Pulver leih'n.“

Selber hätten wohl die Franzen  
Pulver ihnen nicht gelieh'n,  
Wenn sie's auch zu ganzen Schanzen  
Haben sollten, wie es schien.

Aber seht, es ist ein Engel  
Untwegs mit schnellem Fuß,  
Zu ersetzen eure Mängel  
Von des Feindes Ueberfluß.

Ein französischer Pulverwagen  
Lag gestürzt am fernen Ort,  
Und verstreut am Boden lagen  
Haufen von Patronen dort.

Dieses ward ein Mädchen inne,  
 Die Johanna Stegen hieß,  
 Die es mit entschloss'nem Sinne  
 Nicht zu nutzen unterließ.

In die aufgefaßte Schürze,  
 Rastte sie behendlich ein,  
 Trug die köstlich theure Würze  
 Ihnen in das Glied hinein.

Schnell geleeret ward die Schürze  
 Und entschossen auf den Feind,  
 Dem die eig'ne gute Würze  
 Uebel zu bekommen scheint.

Schnell geleeret ward die Schürze,  
 Und Johanna schnell zu Fuß  
 Wieder fort und in der Kürze  
 Wieder da mit Ueberfluß.

Ob auch mancher Schütze stürze  
 In der Nähe dort und da,  
 Immer mit der vollen Schürze  
 Ist Johanna Stegen nah.

Wie auch dichter Kugelregen  
 Von dem Feinde rings geschah,  
 Immer ist Johanna Stegen  
 Mit der vollen Schürze nah.

Und so ist zuletzt geschehen,  
 Was da zu vermuthen war,  
 Daß der Feind nicht länger stehen  
 Konnte vor der Bürgerschaar.

Denn sie sagen, jeder Jäger  
 War im Laden so geschwind,  
 Wie's nun sein kann, wo die Träger  
 Der Patronen Mädchen sind.

Und ein Schuß so gut geladen  
 Mußte treffen gut an Ziel;  
 Drum von jedem ohne Gnaden  
 Immer ein Franzone fiel.

Friedrich Rückert 1813.

### Johanna Stegen.

Von wildem Feindestoben,  
 Von Blut erfüllt und Dampf  
 Sieht rings die Stadt erhoben  
 Der eignen Freiheit Kampf:

Zum Himmel sah'n mit Trauern  
 Die Bürger still empor —  
 Den Feind in ihren Mauern,  
 Die Retter vor dem Thor.

Da springt aus grünen Hecken  
 Hervor ein Mädchen fein,  
 Sich bange zu verstecken  
 Hüßt sie ihr Antlitz ein.

Und wie die Augenlieder  
 Zu frommen Thränen seh'n.  
 Ruft sie: „Ach soll ich wieder  
 Der Feinde Gräuel seh'n?“

„Doch was zu meinen Füßen  
 Liegt auf dem Boden hier?  
 Ha Feind — Du sollst es büßen,  
 Verderben bring' ich Dir!“

Aus höheren Regionen  
 Entflammt sie Helbenkraft:  
 Vom Boden die Patronen  
 Sie in die Schürze rafft.

Den Jägern, die verschossen  
 Ihr Pulver und ihr Blei,  
 Bringt eifrig, unverdrossen  
 Sie immer fort herbei. —

In dichtem Kugelregen  
 Manch' tapf'rer Jäger fällt,  
 Doch stets Johanna Stegen  
 Die volle Schürze hält. —

Frisch auf, Ihr Kameraden,  
 Es gilt den besten Schuß!  
 Von solcher Hand zu laden  
 Das Herz ja treffen muß.

K. A. Barnhagen von Ense. 1813.

## Kapitel IX.

### Maria Werder.

Jungfrauen in der Blüthe des Lebens sehen wir aus dem elterlichen Hause in die Reihen der Vaterlandskämpfer treten; wir sehen weiter Frauen Haus und Hof verlassen, um Lazarethdienste zu thun. Doch wir wissen nur einen Fall aufzuzählen, in welchem eine Gattin an der Seite ihres Gatten in den Kampf zog, ja, durch ihren beherzten Zuspruch und ihr kühnes Beispiel ihn zur Thatkraft anfeuerte.

Es war Maria Werder, die in einer glücklichen, aber kinderlosen Ehe unweit Sagan in Schlesien lebte, wo ihr Mann ein kleines Gut besaß. Beide Ehegatten waren begeisterte Anhänger des Hauses Hohenzollern, und die Wohlfahrt ihres Vaterlandes lag ihnen am Herzen. Nach der Schlacht bei Jena zogen die Franzosen mit ihren Verbündeten den Bayern und Württembergern in ganz Schlesien ein. Daß Deutsche gegen Deutsche fochten, Bayern und Würtemberger im Bunde mit den Franzosen als Feinde in deutschen Landen hausten war etwas so Widernatürliches, daß im Anfang nur wenige an die Dauer eines solchen

Bündnisses glaubten, und Werder als guter Patriot hatte die feste Ueberzeugung: die Rheinbündler würden alsbald mit den Schlesiern gemeinschaftliche Sache machen und den Erbfeind vom deutschen Boden vertreiben. Doch er sah sich getäuscht und erkannte, daß Preußen sich nur auf seine eignen Kräfte verlassen könnte. Diese Erkenntniß und der Entschluß seiner Frau, mit ihm in den Kampf zu ziehen, bestimmten ihn zur Wehr zu greifen. Beide Ehegatten eilten nach Breslau, wo der Fürst von Pleß ein Freicorps zur Vertheidigung Schlesiens organisirte. Sie trat als gemeiner Husar ein, während ihrem Manne, der in der ganzen Gegend in großer Achtung stand, der Rang als Offizier verliehen wurde.

Obgleich das Corps noch nicht völlig organisirt war, mußte der Fürst mit seinen Mannschaften Breslau verlassen. Er nahm eine feste Stellung bei Strehlen, um zum Entsatz Breslau's nachdrückliche Hülfe zu leisten. In der Nähe der Stadt stand das Detachement, in welchem Maria Werder als Husar diente. Ein Theil des Belagerungsheeres von Breslau, das unter Vandamme's Befehlen war, hatte die Preußen dort zurückgedrängt, um sich gegen Brieg, Neisse und Glatz zu wenden. In einem hitzigen Gefechte erhielt Maria einen Streifschuß am linken Schenkel. Als ihr der Verband angelegt war, sagte sie zu ihrem



Gatten: „Ein Gefecht ist doch nicht so schlimm als Ihr Männer es macht.“ —

Der Wundarzt hatte ihr Geschlecht verrathen, aber sie legte trotzdem die Waffen nicht nieder. Als sie kaum geheilt, hatte das Corps ein mörderisches Gefecht mit den Franzosen zu bestehen. Es ward fast ganz aufgerieben. Durch einen Säbelhieb verlor Maria den kleinen Finger der rechten Hand. „Eins von zehn bleibt neun,“ sagte sie scherzend bei dem ersten Verband. Standhaft ertrug sie die Schmerzen und auch von dieser zweiten Verwundung ward sie bald hergestellt. Das Corps war zersprengt, aber beide Ehegatten der ihnen drohenden Gefangenschaft glücklich entronnen. Sie traten in eine andere Freischaar, die sich indeß bei Züllichau gesammelt hatte. Maria zeichnete sich nicht allein durch Heldennuth, sondern auch durch einen militairischen Ueberblick aus. So ertheilte sie auf dem Rückzuge nach Christiansfelde den Rath, die Hoberbrücke sofort abzubrechen. Zum großen Schaden für das Corps ward ihr Rath nicht befolgt. Bald darauf befand sie sich unter einer Hand voll Tapferer, mit denen der Lieutenant von Kochow eine Abtheilung Bayern von 80 Mann aufhob. Von ihrem Manne getrennt, ward sie mit einer Anzahl Husaren im Dickicht des Waldes von französischem Fußvolk umringt und mit sechs andern Kriegsgefährten

entwaffnet und gefangen genommen. Der Oberst Barbes vom 27. französischen Linienregiment, dem die Gefangnen vorgeführt wurden, faßte besonders Maria scharf in's Auge und versuchte ein Gespräch in nieder-sächsischer Mundart mit ihr anzuknüpfen. Er errieth ihr Geschlecht und ließ ihr ein besseres Quartier anweisen. Sie bemühte sich nicht ihn zu täuschen und suchte durch ein zutrauliches Betragen ihn sicher zu machen, um mit desto größerer Aussicht auf Erfolg einen Fluchtversuch zu wagen. Verkleidet entkam sie und erreichte glücklich ihre Heimath. Aber groß war ihr Schmerz, als sie ihren Gatten dort nicht antraf und Niemand ihr über seinen Verbleib Auskunft geben konnte. Daß ihr Gut unterdessen von den Bayern geplündert, beachtete sie kaum, sie hatte nur einen Gedanken, ihren Gatten wiederzufinden. Nachdem sie weibliche Kleider angelegt, machte sie sich auf den Weg. Wenn er auch reich an Abentheuern war, sah sie sich doch nicht so vielen Gefahren wie vordem ausgesetzt. Alle ihre Bemühungen, eine Spur von ihrem Gatten zu entdecken, blieben jedoch erfolglos. Voll Trauer kehrte sie nach dreiwöchentlichem Suchen in ihre Heimath zurück. Unbeschreiblich war ihre Freude, da sie ihren Gatten nun dort antraf. Er war von den Franzosen gefangen genommen und schon auf dem Wege nach Frankreich, als es ihm glückte, den wach-samen Augen seiner Wächter zu entfliehen.

Der Friede zu Tilsit machte dem Kriegsführen ein Ende und das Werdersche Ehepaar unterzog sich mit doppeltem Fleiß der Bewirthschaftung seines fast ganz herunter gekommenen Guts. Maria war nicht allein bedacht ihr verwüstetes Eigenthum zu cultiviren, sondern auch für den Fall eines wiederausbrechenden Krieges einen Sparpfennig zurückzulegen. Schon zwei Jahre nach dem Frieden hatte sie ohne Wissen ihres Gatten etwas Geld gesammelt. Als er es entdeckte, sagte sie: „es ginge doch wieder in's Feld, darauf müsse man sparen.“ — Er sehnte sich jedoch nicht nach Erneuerung der Feindseligkeiten, denn er hatte in diesen zwei Jahren die Ruhe lieb gewonnen. Aber Maria dachte anders. Während sie sich in früherer Zeit oft über ihre kinderlose Ehe gegrämt, freute sie sich jetzt ihrer Unabhängigkeit in der Erwartung, daß ihr Vaterland bald wieder ihrer bedürfen werde. „Alle guten Preußen sind meine Kinder,“ sagte sie, „hätte ich deren zu Hause, so würde ich mich nicht von ihnen trennen können.“ —

Im Herbst 1812 wollte ihr Gatte ein vierjähriges Pferd, das er aufgefüttert hatte, verkaufen, doch sie gab es nicht zu, weil das Pferd ihr Liebling sei und sie es im nächsten Feldzug für sich bestimmt habe. Preußen war wieder zum Kampf gerüstet. Maria eilte nach Sagan, um nähere Erkundigungen über den bevorstehenden Krieg einzuziehen und suchte fortan den

erkalteten Patriotismus ihres Mannes zu wecken, wobei sie von dem Prediger des Dorfes unterstützt ward. Eines Tages kam sie früher wie gewöhnlich von Sagan zurück, stürzte in die Stube, wo der Prediger mit ihrem Manne die Zeitungen las, fiel Werder um den Hals und rief mit Thränen in den Augen: „In Breslau sammeln sich die Preußen um ihren König, die Stunde der Erlösung hat geschlagen; nun auf und rüste Dich mit mir.“ —

Das Haus wurde bestellt. Mann und Frau rüsteten sich. Doch Werder war nicht zufrieden, daß seine Gattin ihn wieder begleiten wollte. Bitter fragte er sie: „ob ihr denn das Marktenderleben so wohl gefallen habe?“ Als er sie aber im Husarenpelz das Pferd tummeln sah, das er kurz vorher hatte verkaufen wollen, ergriff ihn eine heimliche Freude und ein heiliger Eifer für die Sache, für welche ein Weib zum Schwert greifen konnte. Werder fühlte, wie viel mehr seine Gattin that, als er und folgte ihr frohen Muths.

Da sie nach Breslau kamen, war die Stadt in ein Heerlager verwandelt, die ganze kriegsfähige Jugend Preußens aus den entferntesten Gegenden, die weitesten, beschwerlichsten Wege zurücklegend, war nach Schlesien geeilt, um sich unter den Fahnen des geliebten Königs zu schaaren. Ein anderer Geist herrschte jetzt in diesem Volk, als in der Zeit, da das Pleß'sche Corps

gesammelt ward. Beide Werder, gut beritten und wohl gerüstet, wurden dem ersten schlesischen Husarenregiment eingereiht. Maria, vorzugsweise im kleinen Dienst sehr bewandert, mußte bald die Rekruten einüben. Sie hatte mit ihrem Manne stets gemeinschaftliches Quartier und ihr Geschlecht wurde dieses Mal nicht entdeckt. In Polen, wo das Regiment zuerst in's Feuer kam, erlitt es bedeutende Verluste. Maria zeichnete sich durch ihre Tapferkeit aus, und ward zum Wachtmeister ernannt. Ihr Mann trat in ihren Dienst. In dieser neuen Stellung bewährte sie sich vortrefflich, der erste Husar auf dem Lärmplatze, der wachsamste auf den Vorposten. Außerst streng auf den Dienst der Andern achtend, aber auch wiederum voll Fürsorge für sie, war sie der Liebling der ganzen Schwadron; sie verstand sich auf Alles, sie prüfte das Futterkorn, untersuchte die Pferde. Während des Waffenstillstands nahm sie Urlaub und ritt nach ihrer Heimath. Nachdem sie die erforderlichen Anordnungen getroffen, kehrte sie zu ihrem Regiment zurück, wo sie sich mit ihrem Manne, der den Kriegsschauplatz nicht verlassen hatte, wieder zusammensand.

Auf dem Schlachtfelde bereitete sich indessen eine Entscheidung vor. In der Ebene von Leipzig entbrannte der mörderische Kampf. Noch ehe es zum blutigen Gefecht kam, wagte sich Maria allein an die Franzosen

und brachte zwei Voltigeurs gefangen. Am ersten Tage der Schlacht, als sie ihre Schwadron zu erneuetem Vorrücken wieder sammelte, rief sie ihrem weichenden Gatten zu: „Schämen Sie sich Werder! Sind Sie ein Preuße!“ Ja, sein Weib übertraf ihn an Heroismus und er bewunderte ihre Heldenseele. Am letzten Abend vor dem entscheidenden Kampf sagte er zu ihr: „Wenn wir morgen Abend leben, werden wir ruhig sterben.“ — „Von diesem Tage,“ versetzte sie, „hängt das Schicksal unseres Volks und Vaterlands ab. Darum laß uns tapfer sein und auf den Beistand des Höchsten vertrauen.“ —

Heiter und sonnig stieg der Morgen des 18. October über das Schlachtfeld auf, aber eine trübe Ahnung durchflog Maria's Seele, sie nahm, was sie noch nie gethan, rührenden Abschied von ihrem Gatten. Dann stürzte sie sich mit verwegnem Muth in den Kampf. In dem hitzigen Gefecht ward sie bald von ihrem Gatten getrennt. Unter dem Hagel der feindlichen Kugeln hielt sie kaltblütig aus, mit musterhafter Ordnung und Entschlossenheit ihre Untergebenen anführend und Alle durch ihr Beispiel ermutigend. Gegen Mittag ward ihr das Pferd unter dem Leibe erschossen, sie raffte sich eiligst auf und streichelte dem sterbenden Thier noch einmal den Hals. „Meine arme Liese,“ seufzte sie. Dann schwang sie sich hurtig auf einen erbeuteten Rappen. Das fremde Pferd

welches sie nicht zu behandeln verstand, wollte ihr nicht gehorchen und stürzte sich auf das feindliche Fußvolk. Viele der Husaren, die ihren geliebten Wachtmeister im Moment der höchsten Gefahr nicht verlassen wollten, sprengten ihm nach, theils um den Tapferen zu retten, theils weil sie seinen kühnen Flug für einen verwegnen Angriff hielten. Maria war indeß Meister ihres Pferdes geworden. Den glücklichen Moment, wo sie mit ihren Tapferen mitten unter den Feinden war, benutzend, verjagte sie einen französischen Infanterieposten, der eine Batterie deckte, die nun den Preußen in die Hände fiel. Sowohl die Offiziere als die Gemeinen des Regiments zollten Maria's außerordentlicher Bravour Bewunderung und der Major drückte seinem Wachtmeister die Hand.

Die Arbeit dieses Tages war noch nicht vollbracht. Immer von neuem stürzte sich Maria mit ihren Husaren auf den Feind, bis am Abend der glorreiche Sieg dem Kampf ein Ende machte. Ihren Satten hatte sie, nachdem er gleich zu Anfang der Schlacht von ihr getrennt ward, nicht wieder gesehen, und am Morgen nach dem Siege, als die Trümmer des Regiments sich in Reih und Glied stellten, fehlte mit vielen anderen Tapferen auch Werder. Es traf die Nachricht ein, daß er nach einer gefährlichen Schußwunde vom Pferde gestürzt sei. „Nun eilte ich,“ erzählt sie selbst, „bei Tagesanbruch vom Wachtfeuer

zum Major und entdeckte das Geheimniß meines Geschlechts und meines Verhältnisses zu dem gefallenen Werder. Ich bat ihn, mich zu entlassen, damit ich ihn aufsuchte. — Er staunte als er dies hörte und gab mir die Erlaubniß sogleich. Die Sonne war so eben aufgegangen und lächelte den Ebenen wieder freundlich, als ich ganz allein auf dem Schlachtfelde ankam! Aber welch' ein Anblick! Drei Stunden schritt ich durch blutgetränkte Felder und hörte nur das Gewinsel der Sterbenden, welches meine Sinne bis zur Bewusstlosigkeit betäubte. Endlich traf ich auch Leichen, welche die Uniform unseres Regimentes trugen. Gleichsam in Paradeaufstellung lag hier eine ganze Linie, und dort auf einer kleinen Anhöhe, rief mich eine mir bekannte Stimme bei meinem Regimentsnamen. Ich wendete mich dorthin und erkannte meinen Lieutenant \*\*\*, der über die Hüfte schwer verwundet, dem Tode nahe war. Als er im Scheiden war, wies seine Rechte auf eine Leiche ihm zur Seite und er sprach: „dort liegt Dein Bruder.“

„Ich raffte mich auf und ging, wo er mich hingewiesen hatte. Keine Thräne kam in mein Auge, der Schmerz hatte mich betäubt. Lange, lange war ich auf diesem Kirchhofe, wo die Todten noch auf Gräber harrten, hin und her gewandert. Endlich fand ich den Leichnam meines geliebten Werder mit vielen Wunden bedeckt, kalt und leblos. Ein Schuß



durch die linke Brust, war der untrügliche Beweis seines Todes. Ich hatte nur soviel Standhaftigkeit den Geliebten entkleiden und begraben zu sehen." —

Inzwischen war bekannt geworden, daß der tapfere schöne Wachtmeister weiblichen Geschlechts sei. Diese Entdeckung, die ihre Stellung, da sie nun den schützenden Arm ihres Mannes entbehrte, sehr schwierig machte, bestimmte sie, die Waffen, welche sie so ruhmvoll geführt, niederzulegen. Sie kehrte in ihre, durch den Tod des Gatten verödete Heimath zurück, fortan nur ihrem Schmerze lebend. Sie hörte von Napoleons Flucht über den Rhein, durch welche sie ihr Vaterland von der Fremdherrschaft befreit sah, von dem Pariser Frieden, doch sie konnte keine reine Freude mehr fühlen.

„Ich würde glücklich sein,“ hörte man sie sagen, „da mein Vaterland frei ist, wenn nur mein Werder noch lebte.“ —

## Kapitel X.

### Kämpferinnen aus Ost und West.

#### Louise B . . . . .

Viele edle Thaten geschehen unter „Ungenannt.“ Der Name bleibt verschwiegen, das gute Werk ist gethan. Wer nur aus innerem Drang Gutes und Großes vollbringt, wem Auszeichnung und Ruhm gleichgültig sind, der verheimlichte gewiß gern, wenn es möglich wäre seinen Namen, doch ist eine solche Bescheidenheit bei einer längeren, größeren Wirksamkeit unausführbar. Nur bei einer einzelnen guten That oder einem Wirken, das an sich zwar augenblicklich bedeutend, aber auf das große Ganze nicht von entscheidendem Einfluß ist, läßt sich ein solches Aufgeben alles persönlichen Ehrgeizes durchführen. Die Geschichte der Freiheitskriege, so reich an Beispielen der edelsten Selbstentsagung, legt auch hiervon mehrfach Zeugniß ab. Eine der Heldinnen, die gleich ihren Waffenschwestern bloß aus reiner, wahrhafter Hingebung für Fürstenhaus und Vaterland in den Krieg gezogen und sich durch ihre heroische Begeisterung und Tapferkeit ausgezeichnet hat, ist nur unter dem Namen Louise B . . . . . bekannt geworden.

Sie war die Tochter eines frommen, biederen Geistlichen, der in einem kleinen Städtchen in der Nähe von Breslau lebte und stets bemüht war die guten Grundsätze, nach denen er handelte, seinen Kindern einzulösen. Zur Freude der Eltern wuchsen die Kinder — Louise und Ferdinand — heran, alle ihre einzelnen guten Eigenschaften sich zu einem schönen Ganzen entwickelnd. Der Krieg von 1806 zerstörte auch diesen glücklichen Familienkreis. Als die Franzosen in Schlesien einbrachen, plünderten und zerstörten sie das Pfarrhaus. Vor Schreck und Gram starb bald darauf die Frau des Predigers. Der Schmerz über den schweren Verlust, den Vater und Kinder erlitten, und die Trauer um das Vaterland erweckten in ihrem Herzen ein Gefühl des bittersten Hasses gegen die Franzosen und dieser Haß fand neue Nahrung durch den Tod der Königin, deren frühes Dahinscheiden man doch nur den vielen Trübsalen, die sie und das Land durch den übermüthigen Feind erlitten, zuschreiben konnte. Jeder Tag brachte neue Leiden, neue Demüthigungen, das Vaterland schien am Rande des Abgrundes.

Doch plötzlich ermannte man sich aus tiefer Verzweiflung wieder zur Hoffnung. Der Untergang der französischen Armee in Rußland erschien vor allem dem bewegten Frauengemüth als ein Gottesgericht, das die wüthenden Elemente entfesselt, um den unersättlichen Eroberer von seiner glänzenden Höhe hinab-

zustürzen. Noch war er nicht vernichtet, noch standen unerschöpfliche Hilfsquellen zu seiner Verfügung. Aber solch ein schmähhches Ende eines kriegerischen Zuges, der die ganze Welt aus ihren Fugen reißen sollte, war doch ein Fingerzeig Gottes für die Völker sich zusammen zu schaaren und zu vollenden, wozu eine höhere Macht den Weg gebahnt. Bis in das stille einsame Städtchen, wo der Prediger B. lebte, drang die Nachricht von dem Brande von Moskau, von der Vernichtung der französischen Armee durch Hunger und Kälte. Nun konnte auch vielleicht Preußen die verhassten Fesseln abwerfen. Friedrich Wilhelm rief sein Volk zu den Waffen. Der Sohn des Predigers rüstete sich, dem Rufe seines Königs zu folgen. Louise sah den Bruder zum Kampf gerüstet, sah den Geliebten, einen jungen Theologen, mit dem sie den Bund des Herzens geschlossen, in den Krieg ziehen. Und sie sollte zurück bleiben? Von hohem Muth beseelt, von Thatenlust angefeuert, den innern Beruf fühlend, ihrem Vaterlande in der Noth ihren Arm zu leihen, durfte sie da nicht auch zu den Waffen greifen, selbst ohne Wissen des Vaters? Durfte sie ihn nicht verlassen, wengleich er ihre Stütze schmerzlich missen werde. So dachte Louise und theilte ihr Vorhaben ihrem Bruder mit der vergebens sie davon zurückzuhalten suchte. Selbst seine Vorstellungen, den bejahrten Vater nicht zu verlassen, vorzüglich in einer Zeit, wo wieder schwere

Drangsale über das Land kommen könnten, vermochten nicht, trotz des tiefen und ernstesten Eindrucks, den die Worte des Bruders auf sie machten, sie von ihrem Entschluß abzubringen.

Während der Geliebte zur Fahne Lützows schwur, traten die Geschwister in eine Freischaar schlesischer Jäger. Nun erst theilte die Tochter dem Vater in einem Brief ihren Entschluß mit und bat um seine Vergebung, die er ihr auch ertheilte. Bruder und Schwester fochten immer einer an des andern Seite. Noch waren sie unverletzt davon gekommen, bis die blutige Schlacht bei Leipzig, auch von ihnen ihr Opfer forderte. Die Schwadron, zu der sie gehörten, zog am Morgen des 18. October in aller Frühe aus und ward zum Einhauen auf ein Bataillon feindlicher Infanterie beordert. Kaum waren die ersten Schüsse gewechselt, als ein Grenadier mit seinem Bajonett auf Louisen's Bruder zustürzte, um ihn zu durchbohren. Sie sah es und im selben Augenblick sprengte sie vor und streckte den Gegner nieder. Von diesem einen Feind waren sie befreit, doch nun stürzten zwei andere hervor, die Louise's Pferd niederhieben. Sie fiel zur Erde. Ihr Bruder, der mit seinem Säbel tapfer um sich herum schlug, wehrte das Andringen der Feinde ab. Louise erhob sich wieder, sie war gerettet, doch konnte sie unberitten nicht weiter am Kampfe theilnehmen. So blieb sie hinter der Front, in der

Erwartung, daß ein herrenloses Pferd herankäme. Plötzlich sank sie von einem Schuß getroffen, nieder. Ein Feind, den sie zum Gefangnen gemacht und aus Großmuth nicht entwaffnet, hatte ihren Edelmuth durch dieses hinterlistige Vubenstück vergolten. Mit brechender Stimme nahm die sterbende Louise von ihrem Bruder Abschied, dem Vater und dem fernen Geliebten noch ein letztes Leberwohl nachrufend.

In der größten Gefahr trug Ferdinand die geliebte Leiche aus dem Getümmel der Schlacht. Auch im Tode sollte ihr Geschlecht nicht entdeckt und die zarte, keusche Jungfrau nicht von roher Hand entweißt werden. Unter einer uralten hochstämmigen Eiche grub er ein Grab und senkte die theuren Ueberreste ein.

In den Stamm der Eiche schnitt er die Grab-schrift:

Ein Mädchen, hold wie Milch und Blut,  
Dir, heiliger Gott, ergeben,  
Versprügte hier mit edlem Muth  
Für Volk und Fürst das Leben.

Wie ein Rachegeist umschwebte ihn fortan die heimgegangene Schwester. Ströme französischen Bluts sollten ihren Tod sühnen. Unter Blüchers Helden-schaaren zog Ferdinand nach Frankreich. Als die Ver-bündeten nach der gewonnenen Schlacht bei Paris in lautem Jubel ausbrachen und sich ihrem Siegestaumel überließen, stürzte Ferdinand noch den fliehenden

Franzosen nach. Das Andenken der gefallnen Schwester ließ ihn selbst nach diesem glorreichen Siege nicht ruhen, er mußte noch mehr blutige Opfer ihren Mahnen weihen. Aber nun schlug auch seine letzte Stunde. Nach einem hartnäckigen Kampf mit flüchtigen Franzosen, sank er von ihren Streichen tödtlich getroffen zusammen, und der hochbetagte Vater sah keins seiner beiden Kinder wieder.

---

An das „Heldenmädchen von Bremen“ erinnert erst neuerdings bestimmter die Nachricht von ihrem Tode.

Anna Lüßing, Tochter des bremischen Stadtbau-  
meisters, verließ als 17jähriges überaus anmuthiges  
Mädchen das elterliche Haus, in den Kleidern ihres  
Bruders und trat unter dem Namen Kruse in das  
Lüchow'sche Freicorps. Das Detachement des dritten  
Bataillons, dem sie angehörte, wurde von dem nach-  
herigen hallischen Bergrath Keil geführt; der Dichter  
v. Eichendorf war ihr Kamerad. Mit Theodor Körner  
finden wir sie noch am Tage vor dessen Tode. So  
tapfer der junge Jäger aber auch überall auftreten  
mochte: das Mädchenhafte ihrer Natur trat doch her-  
vor. Doch ist es ein glänzender Beweis für die zarte  
Achtung, welche in dem Corps herrschte, daß man  
den Jäger Kruse zwar als Mann anerkannte, aber  
bei Einquartierung mit sehr vorsorglicher Rücksicht  
behandelte und sie selbst wußte jede unangemessene

Zumuthung mit schlagendem Witze zurückzuweisen. Nur ihr Kamerad, der später als bekannter bremischer Demokrat verstorbene Köfing war in das Geheimniß eingeweiht. In den Berliner patriotischen Kreisen war sie nach Beendigung des Krieges ein willkommenen Gast; so in dem Hause des General-Lotteriedirectors Bornemann, der durch seine plattdeutschen Gedichte zuerst das Interesse gebildeter Leserkreise auf das Volksthümliche wendete, und mit dessen, vom Gymnasium in die freiwilligen Jäger übergetretenem Sohne, dem späteren Minister, sich mancherlei Anknüpfungspunkte darboten.

Aber auch für sie kam die Epoche des Vergessenwerdens. Sie kehrte nicht nach Bremen zurück, sondern wandte sich nach Hamburg, wo sie einen Oberkellner Lucks heirathete. Auch als sie als kinderlose Wittve in sehr beschränkten Verhältnissen zurückgeblieben war, verschmähte sie es, irgend welche Unterstützung nachzusuchen. Erst die Pension von 150 Thaler Gold, welche Köfing im Jahre 1856 bei dem Bremer Senat durchzusetzen wußte, machte es ihr möglich, die letzten Lebensjahre anspruchlos in einer befreundeten Familie zu Horn bei Hamburg zu verbringen, in deren Schooße sie am 25. August 1866 starb. Der Vorstand des hanseatischen Vereins widmete ihr einen aner kennenden Nachruf.



Marie Buchholz, am 5. März 1789 in Tamsel bei Eißtrien geboren, trat bei dem zweiten Neumärtschen = Landwehr = Regiment ein. Noch ehe sie im Feuer gewesen, wurde sie zur Bagage versetzt, wo sie bis an das Ende des Krieges blieb. So war ihr jede Gelegenheit in dem blutigen Kampfe selbst mitzukämpfen genommen. Voll Mißmuth über diese Zurücksetzung wollte sie selbst in späteren Jahren nie an die Kriegszeitern erinnert werden und beobachtete immer ein tiefes Schweigen darüber. Nur wenn sie befragt, gab sie eine Auskunft, aber diese fiel stets so karg aus, daß man nichts Näheres über ihre Schicksale während des Krieges erfahren hat. Aus einzelnen Aeußerungen, die sie dann und wann fallen ließ, wußte ihre nähere Umgebung nur, daß ihr Vater früher ein sehr vermöglicher Mann gewesen, aber um das Seinige wieder gekommen war. Im Jahre 1813 als der Krieg ausbrach, stand die Familie ganz mittellos da. Verzweiflung über diese zerrütteten Verhältnisse sollen Marie bestimmt haben, zu den Waffen zu greifen. Nach dem Frieden, im Jahre 1828 erhielt sie auf ihre militairischen Zeugnisse eine Stelle als Schloßdienerin in Charlottenburg, welchen Posten sie mit großer Pünktlichkeit bis zu ihrem Tode (28. März 1866) versah.

Unter dem Namen Carl Petersen trat ein junges Mädchen aus Leipzig im Jahre 1812 beim Militair ein, machte den russischen Feldzug, und späterhin die Feldzüge von 1813/14 als Kavallerist mit und brachte es bis zum Wachtmeister. Bei ihrer zweiten Verwundung ward ihr Geschlecht entdeckt und sie sah sich genöthigt den Abschied zu nehmen, nachdem ihr kurz zuvor König Friedrich Wilhelm III. eigenhändig im Lazareth das eiserne Kreuz erster Klasse verliehen hatte. Später verheirathete sie sich mit einem englischen Schiffskapitain, aus Stralsund gebürtig, den sie auf seinen großen Seereisen nach Nord- und Südamerika, St. Helena und Ostindien begleitete.

---

„Dorothea Sawosch aus Ritterkeutsch bei Gumbinnen bewies unzweifelhaft durch ihre Zeugnisse, daß sie die Feldzüge mitgemacht. Sie hatte beim ersten westpreußischen Landwehr-Kavallerie- und nach einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde bei demselben Infanterie-Regiment gestanden. Nach dem Kriege war sie noch fünf Jahre Pferdeknecht und zwei Jahre Kellner gewesen, ohne ihr Geschlecht zu verrathen, bis sie dann geheirathet und noch vier Kinder erhalten.“

---

Die Frau des Polizeisergeanten **Scheineman** aus Lübben stand bei den Hellwigschen Husaren und ist mehr als einmal im Feuer gewesen.

---

Im Lützow'schen Corps diente eine Bayreutherin, **Anna Unger**, welche sich mehrfach in Gefechten als August Ungar auszeichnete, bei Eintritt des Friedens ihr Studium in der ars obstetricae (im Institut zu Berlin) auf Staatskosten fortsetzte.

---

## Kapitel XI.

### Die kriegerische Mutter.

Wittwe Schulze geb. Haldermann.

Durch die Erzählungen des Vaters war eine Eleonore Prochaska für die Ehre und Freiheit Preußens begeistert worden. Der Fall steht nicht einzeln da. Noch einem Vater, einem tapferen Krieger, der unter den Fahnen des großen Friedrich gefochten, ist es vergönnt gewesen, in dem Herzen seiner Tochter eine Flamme zu entzünden, die zu dem edelsten Feuer für den heiligen Kampf der Freiheit aufloberte.

Halderman, so war sein Name, hatte in den beiden schlesischen und im siebenjährigen Kriege als wackerer Streiter mitgefochten. Da der König nach dem Hubertsburger Frieden die Waffen niederlegte, vertauschte Halderman das Schwert mit dem Pflug. Er lebte, ein wohlhabender Freisasse, in Gerschau unweit Lauenburg in Pommern und stand bei der ganzen Gemeinde in großem Ansehen. Von seinen kriegerischen Erlebnissen, vorzüglich von dem Heroismus seines Königs wußte er gar viel zu berichten und Alt und Jung sammelte sich um ihn, um ihn zu hören. Wiederum war es ein weibliches Gemüth, auf welches

seine Erzählungen den tiefsten Eindruck machten. Eine seiner Töchter, später die Frau des Dorfschullehrers Schulze in Gerschau ward von jener Zeit an von dem glühendsten Enthusiasmus für das Geschlecht der Hohenzollern, welches ihr Vaterland zu Ruhm und Größe erhob, ergriffen.

Sie lebte in einer sehr glücklichen Ehe und ward Mutter von zwei wackeren Söhnen. Im Jahre 1804 verlor sie ihren Gatten, und ihre Söhne, beide herangewachsen, fochten in dem unglücklichen Kriege gegen Frankreich. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena traf in Gerschau ein, aber die Wittwe Schulze wollte ihr keinen Glauben beimessen, sie konnte sich nicht denken, daß die heldenmüthigen Schaaren, die unter dem großen König so glorreiche Siege erfochten, eine solche Niederlage erlitten hätten. Als ihre Söhne nach der Capitulation von Prenzlau zu ihr zurückkehrten, empfing sie sie unfreundlich, sie war der Meinung, ein Jeder habe seine Pflicht nicht gethan und so das Elend über das Vaterland gebracht. Sobald sie aber von der ruhmwürdigen Vertheidigung Colbergs und den glänzenden Streifzügen Schills hörte, rief sie ihre damals entfernten Söhne zurück und erklärte ihnen: „sie möchten ihr nie wieder als ihre Söhne unter die Augen treten, wenn sie jetzt nicht für König und Vaterland zu den Waffen griffen.“ — Sie kleidete sie neu ein und begleitete sie mit ihren

Segenswünschen. „Könnte ich doch meine glücklichen Söhne mit Euch gehen,“ rief sie ihnen noch nach.

Indeß waren die siegreichen Franzosen immer weiter vorgeedrungen. In Gerschau und der ganzen Umgegend stand der Feind. Man fürchtete, daß die Wittve Schulze von ihrem Patriotismus hingerissen und aus Haß gegen die Franzosen sich deren Anordnungen widersetzen und so vielleicht großes Unheil über die ganze Gegend bringen werde. Als der Gemeindevorsteher sich zu ihr begab, um sie zu warnen, erwiederte sie ihm: „Thun Sie Ihre Pflicht, ich werde die meinige thun.“ Obgleich die Last der Einquartierung sehr drückend für sie war, ließ sie es doch den Franzosen an nichts fehlen. Diese rückten wieder aus und an ihre Stelle kamen Herzoglich Hessische Soldaten, denen die Wittve Schulze durchaus nichts reichen wollte. Der Offizier stellte sie darüber zur Rede, worauf sie ihm antwortete: „Die französischen Soldaten thun ihre Pflicht, darum fühle ich mich verbunden ihnen Quartier zu geben; sind aber Deutsche unter ihnen, so betrachte ich diese als Landesverräther, mit denen ich nicht unter einem Dache wohnen kann.“ — Trotz aller Vorstellungen blieb sie unerschütterlich fest, verließ ihr Haus, so lange die Hessen darin lagen und kehrte erst zurück, als diese wieder fortgezogen. Mit Rheinbündlerischen Truppen hat man sie von jener Zeit an immer verschont.

In der Schlacht bei Eylau blieb ihr zweiter Sohn. „Ich werde ihn dort oben wiedersehen,“ sagte sie, voll Vertrauen auf Gott. Keine Thräne benetzte ihr Auge. Während sie gegen den Feind den bittersten Haß nährte, war sie voll glühendem Enthusiasmus für die wenigen Vaterlandskämpfer, deren Heldenmuth durch das Dunkel der allgemeinen Schlawheit, Rathlosigkeit und des Egoismus gleich einzelnen Sternen leuchtete. Wenn sie von Schills verwegenen Streifzügen, von Nettelbecks Heldenthaten hörte, hoffte sie wohl die alte preußische Tapferkeit werde wieder aufleben und das Fürstenhaus, an dem sie mit so inniger, von ihrem Vater ererbter Liebe hing, aus seinen Drangsalen befreien.

So sehr sie ihr Vaterland liebte, war sie doch nicht zu einer unehrenhaften Handlung zu bewegen, um ihm zu dienen. Man wußte, daß sie ihrer Schwester, die in Danzig lebte, zwei Mal aus einem ihr aus früherer Zeit bekannten geheimen Weg geräuchertes Fleisch und frische Butter zugetragen hatte, und hat sie den Weg zum dritten Mal zu machen, um ein Schreiben in die Festung zu bringen. Dem Herrn von N . . . . ., der ihr diesen Antrag machte, erwiederte sie: „Ich liebe mein Vaterland, aber als preußische Frau kann ich mich auch für mein Vaterland nicht zum Gewerbe der Spione entschließen.“ —

Der Friede zu Tilsit, der ihre letzten Hoffnungen vernichtete, erschütterte sie so schmerzlich, daß sie in ein hitziges Fieber verfiel. Die Krankheit wurde gehoben, aber es blieb eine tiefe Schwermuth zurück. Die lebhafteste, feurige Frau ward still, in sich gefehrt, zeigte für nichts mehr Interesse und beobachtete über das Vergangne ein tiefes Schweigen. Als ihr Sohn Christoph unverwundet aus dem Kriege zurückkehrte, glaubte sie abermals, er habe seine Pflicht nicht gethan, und es verging längere Zeit, bis sie ihm ihre mütterliche Liebe wieder zuwandte. Der Tod der Königin Louise steigerte noch ihre Trübsal, sie hüllte sich in schwarze Kleider, die sie nie wieder ablegen wollte.

Beim Vorrücken der Franzosen nach Rußland ward die ganze Gegend wieder mit starker Einquartierung belästigt und die Wittwe Schulze dieses Mal nicht verschont. Ihre Nachbarn wunderten sich, daß man jeden Abend bis tief in die Nacht hinein in einem kleinen Eckzimmer des oberen Stockwerks Licht sehe und befragten sie deshalb. Sie schützte verschiedene Ursachen vor, die wahre verschwieg sie. Inzwischen wurden ihre Augen sehr schwach, sie mußte einen Arzt zu Rathe ziehen und diesem gestand sie, daß sie sich das Leiden durch Charpie zupfen, eine Arbeit, welche sie immer während der Nacht, ihrer einzig freien Zeit, gethan, zugezogen habe. Sie hatte das ganze Erbtheil ihres verstorbenen Sohnes zum Ankauf von Linnen verwandt,



um daraus Binden zu verfertigen und Charpie zu zupfen, in der Voraussetzung, die Preußen würden wohl viele Verwundete haben. Als sie von dem Rückzuge der Franzosen von Moskau hörte, sagte sie: „Die Natur selbst zeigt dem Vaterlande den Weg, wie es diese fremden Gäste behandeln soll.“ —

Sechs traurige Jahre für Preußen waren verflossen von der Schlacht bei Jena bis zu dem denkwürdigen Aufruf des Königs. Er rief das ganze Volk zu den Waffen, und erweckte die patriotische Frau aus ihrer Schwermuth zu thatkräftigem Handeln. Sogleich eilte sie zu ihrem Sohn, der sich indeß verheirathet, Besitzer eines Meierhofs geworden und zwei Stunden von Gerschau wohnte. Seine junge Frau war bestürzt und wollte nicht sobald in die Entfernung ihres Mannes willigen. Da rief die Mutter: „Es geht für Gott, König und Vaterland,“ und eine hehre Begeisterung verklärte ihr Antlitz. Noch am selben Tage legte sie die Trauerkleider, die sie seit dem Tode der Königin Louise getragen, ab. Ihr Sohn zog als reitender Landwehrmann in den Krieg. Beim Abschiedsfuß sagte sie zu ihm: „Rehre entweder gar nicht oder als braver Preuße zurück.“ —

Nach dem Waffenstillstand verließ sie Haus und Hof und ging zur Armee, um Lazarethdienste zu thun. Dem Direktor des Lazareths übergab sie die Binden und den Charpie mit den Worten: „Da haben Sie

das Erbtheil meines Sohnes Martin; ich hoffe, daß es den armen Verwundeten nützlich werden wird.“ — Zwei Tage nach der Schlacht bei Leipzig traf sie bei der Armee ein. Hier sah sie ihren Sohn wieder, der sich brav geschlagen und um einige Grade gestiegen war. Ehe er zu dem blutigen Kampf bei Leipzig auszog, sagte sie: „Jetzt wird es sich entscheiden, jetzt seid brav.“ — Während der Schreckenstage des Octobers war sie unablässig thätig den Verwundeten Hülfe zu spenden. Die Verbündeten erfochten einen glänzenden Sieg, in wilder Unordnung floh Napoleon mit seinen Heerhaufen. Da sank unsere Heldin auf die Knie und betete: „Ja Herr, Du bist unser Gott.“ —

Mitten in ihrer Freude traf sie ein harter Schlag; ihr Sohn war bei Leipzig den Heldentod für's Vaterland gestorben. Unter den vielen blutigen Leichen erkannte sie die theuren Züge wieder. Selbst in diesem schweren Augenblick blieb sie standhaft. Der Schmerz fürchte ihre Züge, aber ihr Auge blieb thränenleer. Daß ihr Sohn für das Vaterland gestorben, war ihr Trost. Gleich nach seiner Bestattung ging sie nach Halle, um in den dortigen Lazarethen Dienste zu thun. Als man ihr monatliches Gehalt anbot, erwiederte sie: „Ich erhalte die nothwendige Kost, aber ich nehme kein Geld.“ — Drei Wochen hindurch pflegte sie die Verwundeten und Kranken und machte sich besonders um die fliegenden Lazareth in der Gegend sehr verdient.

Trotz ihrer erschöpfenden Arbeit fand sie doch täglich Zeit und Muße dem Gottesdienst beizuwohnen, denn sie war eine sehr fromme, gottesfürchtige Frau. Vergebens warnten sie die Aerzte vor zu großer Anstrengung und führten ihr als Beispiel den edlen Geheimrath Keil an, der als ein Opfer seiner Berufstreue gefallen war. Sie hörte nicht auf den Rath der Aerzte, um den Kranken ihre Hilfe nicht zu entziehen, bis das Fieber auch sie heimsuchte. Das Uebel trat mit großer Heftigkeit auf, besinnungslos lag sie da. Nur eine kurze Besserung trat ein, während welcher auch das Bewußtsein wiederkehrte. In diesem lichten Augenblick machte sie ihr Testament und bestimmte, daß für ihren Nachlaß Bibeln und Gesangbücher für die armen Schulkinder in Gerschau angeschafft werden sollten.

Auf dem Kirchhofe der hallischen Vorstadt Glaucha liegt sie begraben.

---

## Kapitel XII.

### Heldinnen in friedlicher Thätigkeit.

#### Johanna Maria Fichte.

Mit wahrhafter Treue und Hingebung widmete sich das weibliche Geschlecht der Pflege der Verwundeten und Kranken. Aber der Unglückliche auf dem Siechbett fordert mehr als körperliche Wartung; er schmachtet nach geistigem Trost, der Glaube an das Walten der Vorsehung muß immer von Neuem in ihm wachgerufen, seine Gedanken von seinen Leiden abgelenkt und auf die Gnade und Barmherzigkeit Gottes hingeleitet werden. Diesem hohen Beruf unterzog sich vorzugsweise Johanna Maria Fichte, die Gattin des großen Philosophen und größten deutschen Volksredners. Und dabei leistete sie in der leiblichen Pflege nicht weniger als alle anderen Frauen. Den ganzen Tag brachte sie in den Lazarethten zu und am Abend ging sie trotz Regen, Sturm und Schnee, oft auch in empfindlicher Kälte, um bei befreundeten Familien zu sammeln. Geld schien ihr weniger entsprechend wie Kleidungsstücke, Arzneien, Erfrischungen, überhaupt Alles, was die Lage der Unglücklichen erleichtern konnte. Wohlthun war ihr

Bedürfniß und so konnte sie ihre anfängliche Scheu vor einem Lazareth bald überwinden. Obgleich von schwächlicher Constitution, ertrug sie alle Anstrengungen, die Begeisterung für ihr edles Werk stählte ihre Kraft. Voll Vertrauen zur Vorsehung wußte sie dieses Vertrauen auch den Kranken einzulösen.

Ihr Sohn erzählt uns. \*) Wenn alle Bilder irdischen Leidens vor ihr vorüber gingen, konnte sie selbst nur Ruhe finden in dem Gedanken an die göttliche Gnade, die allen gleich nahe, und wie wäre es ihr nicht gelungen, was ihr eignes Gemüth durchaus erfüllte, auch jenen Verlassnen nahe zu bringen, die schon oft ein freundliches Wort gewöhnlicher Theilnahme wunderbar aufrichtete. Besonders empfand sie Mitleid mit halberwachsenen Jünglingen, die von dem furchtbaren Uebel des Heimwehs befallen, jede Erquickung zurückwiesen und zu sterben wünschten, und manchen von ihnen hat sie durch unablässigen Zuspruch, durch Mittheilungen aus dem Elternhause, wohin sie geschrieben, in's Leben zurückgeführt oder wenigstens getrösteter hinüber geleitet.“ Fünf Monate lang trogte ihr schwacher Körper allen Anstrengungen und vielleicht hätte sie durch ihre Willenskraft und Energie auch die übrige Zeit noch glücklich überstanden, wenn sie sich nicht durch Anstrengung ein

---

\*) Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Th. I. S. 454.

Nervenfieber zugezogen. Sie fühlte sich schon mehrere Tage zuvor sehr unwohl, war aber dennoch im Lazareth thätig, bis am 3. Januar die Krankheit ausbrach, die gleich einen so bedenklichen Charakter annahm, daß man einen tödtlichen Ausgang befürchtete. Fichte war voll Verzweiflung über den Zustand seiner über Alles geliebten Frau und wich kaum von ihrem Schmerzenslager.

Eines Abends mußte er sie verlassen, um einen Vortrag zu halten. Die Kranke lag ganz ohne Bewußtsein und er glaubte der Theuren das letzte Lebewohl zu sagen. Mit dem Gedanken, sie vielleicht nicht mehr unter den Lebenden anzutreffen, kehrte er nach mehrstündiger Abwesenheit in sein Haus zurück. In dieser kurzen Zeit war eine wunderbar günstige Veränderung eingetreten: die Sterbende zu neuem Leben erwacht, und Fichte in seinem unaussprechlichen Glück, beugte sich über sie und schloß sie in seine Arme. In diesem Augenblick athmete er vermuthlich das tödtliche Gift ein, denn schon am folgenden Tage zeigten sich Spuren der Krankheit und am eilften Tage hauchte er seine edle Seele aus.

Mit wahrhaft frommer Ergebung trug die kaum Genesene den harten Schlag. Sie mußte sich als die unmittelbare Veranlassung seines Todes ansehen, aber sie sah in dem Verhängniß, das sie ereilt, den Willen einer höheren Macht, in dem ihr tief religiöses Gemüth

sich in Demuth fügte. Einen näheren Aufschluß über ihre Charakterstärke und ihre Gefühlswaise giebt uns ihr Sohn:\*) „Wenn es verwundern mußte, wie eine keineswegs starke Frau so ungewohnte Anstrengungen ertragen habe, so wollen wir uns erinnern, daß wahre Begeisterung auch dem Körper gesteigerte Kraft verleiht. Und als eine solche wahrhaft Begeisterte erschien sie uns, wenn ihr das Ungewohnte leicht wurde, das Beschwercliche und Zurückschreckende unbemerkt an ihr vorüberging; und ganz aufgegangen in diesem Bedürfniß zu helfen durfte man sie glücklich ja selig nennen. Selbst späterhin wenn sie daran dachte, wie sie den Tod ihres Gatten dadurch veranlaßt, konnte sie nicht bereuen also gethan zu haben. Im Bewußtsein der tiefen Nothwendigkeit, welche sie dazu getrieben, war sie völlig versöhnt mit ihrem Schicksal.“

### Die Predigerin Müller in Menz.

Eine mächtige Willenskraft befähigte in diesen Opferverlangenden Zeiten Frauen nicht allein Lazarethdienste zu thun, sondern die Stelle der fehlenden Chirurgen auszufüllen.

Der Prediger Müller in Menz hatte eine zärtlich geliebte Gattin und eine Gemeinde, in der er immer mit Freuden gewirkt, verlassen, um sich als Feld-

---

\*) A. a. O. Th. I. S. 454.

prediger den preußischen Heerschaaren anzuschließen. „Edle Männer verlassen jetzt ihre Familie, um ihrem König und dem Vaterlande zu dienen,“ sagte seine Frau beim Abschied zu ihm, „und wie sehr es mir am Herzen liegt, Dich bei mir zu behalten, so will ich Dich dennoch gern entbehren, wenn ich nur weiß, daß Du da bist, wo Du Dich für das große Werk der Vaterlandsbefreiung wirksamer zeigen kannst.“ —

Während seiner Abwesenheit lag ihr die Sorge für das Hauswesen und einer starken Einquartierung, die sie schon mehr als zehn Monate hatte, ob. Bei einem Ausfall der Franzosen, in welchem sie dießseits Siebs vordrangen, machte der heldenmüthige Widerstand der Preußen den Fortschritten derselben erst eine Viertelstunde vor Menz ein Ende. Die Preußen hatten viele Verwundete und es fehlte an einem Wundarzt, um sie zu verbinden. Die Predigerin Müller sah ihre unglücklichen Landsleute im Blute schwimmend, hilflos daliegen. Sie raffte sich auf, mit Charpie und den nöthigen Instrumenten versehen eilte sie nach der Stätte des Jammers. Dem Einen schnitt sie eine Kugel aus dem Arm, wieder Andere verband sie. So hatte sie zehn brave Krieger dem Vaterlande erhalten.

Da sehr viel Aerzte in den Krieg gezogen, trat vorzüglich in kleineren Städten ein großer Mangel an ärztlicher Hilfe ein. An vielen Orten mußte die bei Kindern so nothwendige Einimpfung der Pocken unter-



bleiben. Auch diesem, für eine Frau gewiß schwierigem Geschäft, unterzog sich die Predigerin Müller mit großer Geschicklichkeit und mehr als zweihundert Kinder verdanken ihr, sie vor diesem schrecklichen Uebel bewahrt zu haben.

### Caroline Weiß geb. Eichner.

Als im Jahre 1813 der Krieg ausgebrochen war, hatte der Stadtchirurgus Weiß in Neumarkt sogleich seine Stelle aufgegeben, weil er wußte, daß er zur Zeit im Felde seinem Vaterlande nützlicher sein konnte. Er erhielt eine Anstellung als Bataillonschirurgus bei dem Glogauer Belagerungscorps. Unermüdllich, aufopfernd in seinem Beruf zog er sich das epidemische Nervenfieber zu, das trotz der sorgsamsten Pflege eine immer bedenklichere Wendung nahm und dem sein ohnehin schwacher Körper zu unterliegen drohte. Sobald seine Gattin die Nachricht von seiner Erkrankung erhielt, eilte sie unverzüglich zu ihm, obgleich die Reise für sie, da sie sich in guter Hoffnung befand, auf den schlechten Wegen, sehr beschwerlich war.

Bewußtlos, im heftigsten Fieber lag der Kranke in einem kleinen Häuschen im Dorfe Roschwitz unweit Glogau. So traf ihn seine Gattin. Kaum hatte sie einige Stunden an seinem Krankenbette verweilt, machten die Glogauer einen heftigen Ausfall (10. November) und versetzten die ganze Gegend in die größte Bestürzung.

Alle Bewohner des Dorfs suchten ihr Heil in der Flucht, nur Frau Weiß blieb mit ihrem todtkranken Mann zurück und das Haus, in dem sie sich befanden, ward grade von allen am Heftigsten beschossen, wahrscheinlich, weil es sich vor den andern durch ein Zinkdach auszeichnete. Mehrere Granaten zerschmetterten das Dach und zündeten auf dem Boden. Nachdem Frau Weiß ihren Mann tief in die Betten gehüllt, stürzte sie mit einer großen Wasserkanne nach dem Boden, löschte das Feuer, und eilte dann wieder zu dem Kranken zurück. Nun kehrten auch einige Bewohner des Dorfs heim: Sie gingen zu Frau Weiß und beschworen sie, das Haus zu verlassen, da die Franzosen jeden Augenblick einen neuen Ausfall machen könnten. Das Ansinnen, das man an sie stellte: ihren Gatten zurückzulassen und nur auf ihre Rettung bedacht zu sein, wies sie mit Entrüstung zurück. Obgleich Alle den Transport des Kranken, der in Schweiß gebadet, ganz entkräftet war, für unausführbar ansahen und ihr dringend davon abriethen, entschloß sie sich doch zu diesem zwar gewagten, aber einzigen Mittel, ihn wenigstens in Sicherheit zu bringen. In Betten eingehüllt, legte sie ihn auf einen Bretterwagen, band ihm Hände und Füße, damit er sich nicht rühren und erkälten konnte, und auf dem Wagen stehend, beobachtete sie ihn von Minute zu Minute. Sie fuhr langsam auf Schmarsau zu, aber kaum hatte sie Noßwitz im

Rücken, so feuerten die Belagerten aus der Festung auch auf diese Gegend hin. Die Kugeln flogen dicht um den Wagen und der erschrockne Junge, der ihn fuhr, suchte sein Heil bald unter ihm, bald unter den Pferden. Es gelang ihr, auch dieser Gefahr glücklich zu entkommen. Sie erreichte mit dem Kranken Schmarfau, welches bereits mit Verwundeten überfüllt, fuhr nach dem nächsten Bauerhof und bat um Aufnahme. Die Wirthin des Hauses, deren erster Mann am Nervenfieber gestorben war und die sich erst kürzlich zum zweiten Mal verheirathet, kam wie eine Furie auf sie los, drehte die Pferde um und bedrohte sie unter Schimpfen und Schelten ihre Schwelle nicht zu betreten. In dieser verzweifelten Lage griff Frau Weiß zu einem verzweifelten Mittel. Sie zog den Degen ihres Mannes und setzte ihn der Frau auf die Brust mit den Worten: „Wenn Sie meinen Mann nicht augenblicklich aufnehmen, sind Sie ein Kind des Todes.“ — Entsetzt über diese unerwartete Anrede gab die Frau ihrer Forderung nach und der Kranke wurde in die Wohnstube gebracht, in welcher schon fünfzehn Verwundete lagen. Schrecken ergriff die zärtliche Gattin, als sie den Kranken ganz ohne Lebenszeichen sah. Er lag im Starrkrampf und die Umstehenden riethen ihr, ihn als einen Todten auf's Stroh zu legen. Aber sie befolgte nicht ihren Rath und brachte ihn in's Bett, rieb unausgesetzt seinen erstarrten

Körper und bemühte sich ihm theelöffelweise Wein einzulösen, die einzige Medicin, die sie bei sich hatte. Mit Anbruch des folgenden Tages erhob sich das gesunkne Leben des Kranken allmählig. Sie fuhr in ihrer Pflege fort und nach einigen Tagen hatte sie die entzückende Belohnung, ihn gerettet zu sehen. Nun erhielt sie auch von der inzwischen freundlicher gewordenen Wirthin ein besonderes Stübchen. Als die Genesung ihres Mannes fortschritt, kehrte sie mit ihm nach Neumarkt zurück, um sie hier mit größerer Bequemlichkeit zu vollenden. Während ihrer Abwesenheit war eines ihrer Kinder, ein liebenswürdiger Knabe krank geworden und ihre mütterliche Pflege konnte ihn nicht retten. Sie brachte der Vorsehung mit frommer Ergebung dies geforderte Opfer, da sie das Leben ihres Mannes durch sie erhalten sah und ihrer Obhut empfahl sie ihn, als er anfangs Februar wieder zu seinem Bataillone nach Glogau zurückkehrte, um seinen gefährlichen Beruf auf's Neue zu übernehmen.

---

### Auguste Klein.

Unter denen, die sich die größten Entbehrungen auferlegt, um dem Vaterland den Tribut ihrer Liebe zu zollen, gehörte unstreitig Auguste Klein, die Tochter des bekannten Juristen Klein. Bei Lebzeiten des Vaters, der ein gutes Gehalt bezog, machte die Familie

ein sehr angenehmes Haus, in dem die bedeutendsten Männer und Frauen der Residenz verkehrten. Durch den Tod desselben trat indeß eine große Veränderung ein, denn die Tochter sah sich auf eine Pension von 100 Thaler, die der König ihr zahlte, beschränkt. Da sie aber viel Talent zur Malerei und eine bedeutende Fertigkeit in dieser Kunst erlangt hatte, malte sie, gab Unterricht und befand sich in kurzem in einer sorgenfreien Lage.

Doch nun erscholl der Ruf des Königs: Das Vaterland ist in Gefahr. Die ganze mannhafteste Jugend Preußen's erhob sich zum Kampf, die Alten, Schwachen und die Frauen brachten Gaben zur Ausrüstung der Truppen dar. Auguste Klein hatte kein Geld, keinen Schmuck, aber sie verkaufte ihre Meubel für deren Erlös sie, ohne ihren Namen zu nennen, einen freiwilligen Jäger einkleiden ließ und bezog ein kleines meublirtes Stübchen. Ihr lebhafter Drang trotz ihrer schwachen Mittel zu helfen, ließ es bei diesem einen Opfer nicht bewenden. Man forderte Charpie für die Verwundeten und Auguste Klein zerriß fast ihre ganze Wäsche, entblößte sich so vom Nothdürftigsten, daß später ihre Freundinnen vielfach aushelfen mußten. An alle ihr bekannte Familien vertheilte sie Linnen zum Charpie zupfen und spornte selbst die kleinsten Kinder zur Thätigkeit an.

Mit der Errichtung der Lazareths in Berlin eröffnete sich ihrer Wirksamkeit ein neues Feld. Sie gab

Sowohl das Malen als auch den Unterricht auf und widmete sich ganz der Krankenpflege. Wie manche Nacht hat sie in den Lazarethn zugebracht, wie manchen Verwundeten und Kranken durch ihre sorgsame Pflege dem Leben erhalten. Dann und wann verließ sie auf einige Stunden das Lazareth, um in den Häusern herumzugehen und für die Unglücklichen zu sammeln. Sie suchte dann die weniger Bemittelten auf, weil sie glaubte, daß diese sich scheuen würden mit ihren geringen Gaben an die Oeffentlichkeit zu treten. So kam sie einstmals zu einer sehr armen Frau, die mit weinendem Auge ihre Bitte abschlug, weil sie selbst nichts hatte. Auguste Klein ging wieder fort, aber noch hatte sie das Haus nicht verlassen, da kam die Frau ihr nachgestürzt. Sie besaß noch einen Sechser und den wollte sie gern für die Verwundeten hingeben. Beide Frauen waren tief erschüttert. Der Sechser ward natürlich nicht angenommen, aber der gute Wille belohnt. Durch Auguste Klein's Fürsprache nahmen wohlhabende Leute sich der armen Frau an und erleichterten ihr drückendes Loos.

### \* Franziska Laurenz.

Sogar eine Französin hat, weder aus Ehrgeiz, noch aus Eitelkeit, noch aus Habgucht, sondern nur von den edelsten Motiven geleitet, aus Mitgefühl für die Leiden des preußischen Volks, seinen braven Strei-

tern, wenn diese in der Schlacht ihr Blut vergossen hatten, die aufopferndste Pflege angeheißen lassen. Aus Frankreich gebürtig, war sie an einen Bäcker in Berlin verheirathet. Den Mann, schon vorgerückt in Jahren, quälte oft die Eifersucht, wenn er, während der Zeit der französischen Einquartierung in Berlin, seine junge anmuthige Frau in eifrigem Gespräch mit ihren Landsleuten antraf. Seine Waare fand reißenden Absatz vorzugsweise bei den Franzosen. Obgleich er wohl wußte, daß er seine zahlreiche Kundschaft nur dem einnehmenden freundlichen Wesen seiner Frau zu verdanken hatte, bewog ihn doch zuletzt die Eifersucht, seine junge Ehehälfte aus seinem Geschäft fern zu halten. Da dieses aber bald in Verfall kam, führte er die alte Ordnung wieder ein.

Nachdem die Franzosen Berlin geräumt, der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen war, kam die junge Frau bei den preussischen Behörden in Verdacht, mit ihren Landsleuten in geheimer Verbindung zu stehen und entging nur mit genauer Noth der ihr drohenden Gefangenschaft. Eines Tages war sie mit Hinterlassung eines Briefes an ihren Mann plötzlich verschwunden.

„Ihr seid es oft nicht werth, daß man Euch Männer nennt,“ schrieb sie, „Weiber müssen Euch beschämen, wenn es das wahre Heil des Vaterlands

gilt. (Sie sah also Preußen, das Vaterland ihres Mannes, auch für das ihre an.) Auch ich hoffe mich um dasselbe verdient zu machen. Du warst eifersüchtig, als ich Dir die Franzosen befreundete und hast nicht bemerkt, daß mich die Thoren durch ihren Zulauf in den Stand gesetzt haben, den geliebten Preußen, — durch den Ueberfluß, den ich sammelte, ein Opfer meiner Liebe darzubringen. Ich selbst will meine Kräfte in einem Lazareth den hilfbedürftigen Kranken widmen. Du wirst Dich überrascht fühlen, aber wisse, wenn die Männer zögern, müssen die Weiber handeln!

Ihres Mannes Bemühungen, Nachrichten über ihren Verbleib einzuziehen, blieben ohne Erfolg. Frau Laurenz hatte sich inzwischen nach Meissen gewandt und den Verwundeten in den dortigen Lazarethen die größten Dienste geleistet. In kurzem erlangte sie eine solche Geschicklichkeit beim Anlegen des Verbandes, daß sie einen Feldchirurgus völlig ersetzte. Auf diese Weise soll sie bei dem großen Mangel an ärztlicher Hilfe fünfundsechzig Verwundeten das Leben gerettet haben. Nach der Schlacht bei Leipzig ging sie dorthin und ihr Wirken auf dieser Stätte des Jammers und des Elends zählt zu den segensreichsten, während des ganzen Krieges. Sie hörte, daß in Halle die Noth noch größer sei und flugs eilte sie nach jener Stadt, wo besonders das Lazarethjieber schreckliche Verwüstungen anrichtete. Aerzte



und Pfleger fielen dieser furchtbaren Krankheit zum Opfer.

Auch Frau Laurenz glaubte nicht davon verschont zu bleiben. In diesem Fall wollte sie sich den edlen Dr. Keil zum Vorbild nehmen, der von jener Krankheit befallen, in den Stunden, wo die Besinnung ihn nicht verlassen, den Leidenden noch immer Hilfe leistete. Die Kranken nährten eine unbeschreibliche Liebe und Dankbarkeit für Frau Laurenz, die Freund und Feind eine gleich sorgsame Pflege angedeihen ließ.

Unter den Verwundeten befand sich ein schwedischer Oberst, den sie mit einer solchen Hingebung und Aufopferung gepflegt, daß er ihr aus Erkenntlichkeit seinen sehr bedeutenden Feldnachlaß vermachte. Doch sie entsagte der Erbschaft zu Gunsten der Lazarethkasse. „Soviel um nach Berlin zurückzukehren,“ sagte sie; „habe ich und wenn das nicht zureicht, so werden sich unterwegs gute Menschen finden.“ — Als die Lazarethe in Halle sich nach und nach gelichtet hatten, viele Verwundete geheilt zu ihren Regimentern zurückgeführt waren und die Verpflanzung des Kriegsschauplatzes nach Frankreich ihre fernere Hilfe überflüssig machte, rüstete sie sich zur Rückkehr in ihre Heimath. Doch schon trug sie den Keim der furchtbaren Krankheit in sich. Noch ehe sie Halle verließ, kam er zum Ausbruch. In einem Privathause fand sie die liebevollste Aufnahme

und treueste Pflege. Sie ward dem Leben erhalten und kehrte völlig genesen in ihre Heimath zurück, wo sie von ihrem Gatten mit unbeschreiblicher Freude empfangen wurde. Ob er sie noch ferner mit seiner Eifersucht gequält, davon weiß die Geschichte nichts zu erzählen.

---

## Kapitel XIII.

### Geistreich thätige Frauen.

Rahel Lewin, später die Gattin Barnhagen von Enje's, ist ein glänzender Punkt in der Geschichte des Judenthums, das an den höchsten Gütern der Menschheit und insonderheit an der Größe des preußischen Staates Antheil nimmt. Sie giebt in ihren Briefen ein so lebhaftes Bild ihrer eignen Thätigkeit, wie der allgemeinen Bereitwilligkeit zu helfen, der Opferfreudigkeit, die sich an allen Orten und in allen Schichten der Bevölkerung kund that, daß wir wohl annehmen dürfen, keine Schilderung kann treuer und wahrer jene Zeit wiedergeben, als die, welche unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse geschrieben ist und wir werden daher diejenigen Stellen aus Rahels Briefen, die darauf Bezug haben, hier wörtlich mittheilen.

„An Barnhagen in Hamburg.\*)

Dienstag, den 20. April 1813.

Diesen Morgen muß ich noch nach Hemden laufen, die Markus giebt, ich muß es, weil ich mich keine

---

\*) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Th. II. S. 90. 91.

Mühe, kein Klättern, keinen Weg, keine Anrede und Rede mit gemeinen Leuten verdrießen lasse: weil ich denke, je schneller die Hülfe, desto mehr ist sie Hülfe: weil ich weiß, was krank schmachten ist, und keine Wäsche anziehen können, eben so halte, als keine anziehen haben. Unser großes Lazareth war in einem schrecklichen Zustand!! Wegen unordentlicher Einrichtung und Deprädation. Kaum erfuhr es aber die Stadt, so war ein General = Aufstand. Jeder schrie, lief, und gab. Ich schrieb Markus, dieser Böhlm, Böhlm dem Civilgouverneur, die schnellsten Einsammlungen kamen in drei Tagen zusammen; vom neuen Lazareth wurde alles hingeschickt; alle Aerzte sammelten, fuhren mit großen Geldbeuteln, Wäsche aller Art, Betten wurden nach ihren Häusern geschickt, Essen wo immer hundertfünfundzwanzig Frauen kochen ließen; keine schlief, ruhte mehr. — Mir hat's einen großen Theil Gesundheit gekostet; aber ich bin gesund, und kann sehr laufen. Gestern lief ich darum von der Dreifaltigkeitskirche bis in die Landsberger Straße, heute wieder dahin. Ich schreibe dies mit Thränen in den Augen, und mit Entzücken über unsere Stadt.

— Die Juden geben, was sie nur besitzen: an die wandt' ich mein Geschrei zuerst. Die Herz ist unendlich thätig: ich sporne sie noch mehr. Nein, wie freut mich die Stadt! Kommt sie doch zu sich selbst thut sie endlich wohl, wie es Jesus meint;

und wie es mich peinigt, daß es nicht geschieht. — Welche Wehmutswunden hat mir dies Lazareth geschlagen! u. s. w.“ . . . . .

An M. Th. Robert in Breslau. (S. 110.)

Prag, den 16. August 1813.

. . . . . Ich habe nun Geld für die Verwundeten und ein wahres preussisches Bureau bei mir. Hemden, Socken, Essen, Geld wird hier ausgetheilt und verschickt. Die Scenen könnt ihr euch denken. Ich habe schon das Glück gehabt, drei anständigen Preußen ganz wieder zur Existenz zu helfen und viele Gemeine gelindert.“ Später fährt sie fort: „Und wie schützt und segnet mich Gott, daß ich Gutes thun kann in dieser Noth. Jetzt sind drei Mädchen von Frau von Reiman, eins von Augusten, und Dore und die Jungfer von Frau von Lämel, die es ihnen zuweist, nach St. Nikolas, wo solche Noth war, daß sie gestern das Kloster anstecken wollten, um lieber zu sterben. Da schicke ich wohl für Hundert Essen, und für Zwanzig Hemden hin. Morgen wieder Leinwand, Socken muß ich kaufen.“ u. s. w. . . . .

In einem Brief an Barnhagen auch aus Prag vom 2. September schreibt sie unter anderen: (S. 115) „Gnädiger Gott, seit ich die unzähligen Verwundeten sehe! doch behielt ich Kräfte zu laufen, zu sprechen, zu schreiben für sie. Das Publikum ist noch nicht so

gewitzigt als bei uns. Die unbequeme Stadt pretirt nicht dazu. Die Frauen im Einzelnen fangen an, sich die Verwundeten auszubitten, ihnen einstweilen Essen und Hülfe auf die Gassen zu senden, ich habe eine göttliche Hauswirthin, Frau von Reiman, die thut viel u. s. w. . . . .

An Barnhagen in Mecklenburg. (S. 119. 120.)

Prag, den 16. September 1813.

. . . . . Wir haben nach der Affaire von Dresden hier unendliche Verwundete von den drei und der feindlichen Nation. Diese Jammerföhne lagen vorige Woche auf Wagen in den engen Gassen gedrängt, und theils in den Straßen selbst, unter Plagregen da! Diese Zeit vergesse ich nie. Auf so viele war die Regierung nicht gefaßt, man hätte glauben sollen auf nichts! Die Einwohner thaten wie in biblischen Zeiten alles! man verband, man speiste sie in den Gassen, in den Hausfluren. Judenmädchen waren berühmt darin, eine Waisenmutter verband dreihundert in einem Tage: kurz das Unmögliche geschah. Der Jammer war aber nicht zu steuern. Wir, Auguste Bredo, meine edele Hauswirthin Frau von Reiman, und ich, thaten, gaben, was wir konnten, ließen kochen, schickten Wäsche, Charpie: die Frauen Prags waren gut: ich lief zur Gräfin Moritz Brühl, und bat sie, ihre Verwandten zu bitten; sie versprach. Ich schrieb gleich

Frau von Humboldt einen dringenden Brief und Lea Mendelssohn, Bartholdy's Schwester, eben dahin. Vorgestern schickte mir Karoline \*) hundertdreißig Gulden, nun kaufe ich Hemden, Socken, lasse kochen, schieße reichern Verwundeten vor; kurz bei mir ist ein kleines Bureau, meine intimen Frauen helfen mir wie Engel . . . . . u. s. w.

An Barmhagen in Lüneburg. (S. 122.)

Prag, den 4. October 1813.

. . . . . (S. 124.) Du weißt, denn ich schrieb es nach Lenzen: dies ist der dritte Brief dahin; daß ich über tausend Gulden für die Verwundeten von Frau von Humboldt Eingefammeltes erhalten habe, so schrieb ich dorthin, als sie zu Tausenden in Platsregen auf den Straßen lagen!!! Eilftausend kamen in etwas mehr als einer Woche. Von vllen Nationen die fochten. Jetzt gehen die Anstalten besser. Von Bartholdy erhielt ich gestern dreihundert Gulden; also habe ich viel zu thun: ich gebe Hemden, Socken, Essen, Geld. Muß sprechen, kaufen, schreiben, Rechnung führen. Und dieser Ort ist der unbequemste der Welt: Alle Preußen wenden sich an mich: ich soll Söhne, Bettern, Nachbarn von allen Landsleuten finden, und helfen. Oft kann ich es, oft finde ich sie nicht."

---

\*) Frau von Humboldt.

An einer andern Stelle (S. 126) schreibt sie:

„Ich bin hier sehr wirksam, und menschenumgebener als je, d. h. nicht gesellschaftlich, sondern geschäftlich und wohlthätig. Ich spende alles selbst, damit kein Unterschleif geschieht: sonst könnt' ich mir ein Renommée machen und es kommoder haben. Bartholdy's Gulden sind für die Preußen: das andere theile ich ehrlich: und verwundete Feinde sind es nicht mehr! und wie soll es unsern Gefangnen dort gehen! Kann ich auf französische Herzen rechnen, wenn mein's nichts taugt? Ich habe so einen Plan im Herzen, alle europäische Frauen aufzufordern, daß sie den Krieg niemals mitmachen wollen; und gemeinsam allen Leidenden helfen wollen: dann könnten wir doch ruhig sein, von einer Seite; wir Frauen mein' ich. Sollte so etwas nicht gehen? Doch zu viel that ich den Fremden nicht; und sage ihnen meist dabei, ich wüßte wohl, wie sie als Sieger gehandelt hätten: sie sollten wissen, wie wir sind, nicht dumm, nur mitleidig; so sollten sie auch sein. Aber wie sehen die Armen aus: oft weine ich; sie haben Mütter wie wir, die sich todt weinten, wenn sie sie sähen. . . . . u. s. w.“ —

An Barmhagen in Lüneburg (S. 131.)

Prag, den 12. October 1813.

. . . . . Meine Landsleute suchen Rath, Hülfe, Trost: ja und Gott erlaubt mir, klein und Nichts,



und gering geboren, und verarmt, wie ich bin, es ihnen zu geben. An Konnexionen fehlt es mir nicht. — Diese breite, äußere und tiefe innere Beschäftigung hält mich hin. Ich schäme mich, daß mir Gott das Glück zuschickt, helfen zu können! und wenn ich mich schäme, daß ihr euch alle schlägt, so tröste ich mich wieder, über meine Bequemlichkeit indeß, damit, daß ich auch thue im Helfen und Heilen. Ich tröste mit Worten, Jäger und Soldaten, so gut und eindringend und einfach, daß sehr Leidende schon oft plötzlich Freude lächelten von einem bloßen Worte, und es fuhr, wie Sonnenblick über düsteres Gewölk, über ihr Gesicht. Mich besuchen die Konvalescenten. Und göttlich trägt sich unser Volk: unser junges auch; welches ich vor dem Ausmarsch tapfer glaubte: nun sind sie's mit Wunden: und wollen und gehen zum Heere zurück: und wie einfach, wie bewußtlos und bescheiden! Ich weine! Nicht Einen Rodomont fand ich. Du kennst meine Kritik, mein Mißtrauen auf uns. Seit sechs Tagen hatte ich katarrhalisches Fieber: ich kurirte mich selbst: mußte den dritten zu Bette bleiben; hatte mein Bureau vor dem Bette etablirt: und alles trat davor hin; Ruhe hatte ich doch nicht. Soll ich Jäger und Soldaten trostlos abreisen lassen? Gott bewahre. Ich hatte auch immer wieder Kräfte. Wie kann man seine Pflicht nicht thun. Ich verstehe es nicht. . . . .

u. s. w.“ —

An einer andern Stelle (S. 136) schreibt sie:  
 „Und Gott hat Großes an mir gethan; die sich  
 Monate lang zwölf Thaler absparen mußte, wenn sie  
 sie geben wollte: nun spende ich im fremden Lande,  
 wo unsre Jugend, und unsere Soldaten verwundet  
 dürftig sind, Hunderte! . . . . . u. s. w.“

Neben ihr steht eine Frau, deren geistiges Leben  
 in und durch jene denkwürdige Zeit eine bedeutende  
 Umwandlung erfuhr: **Henriette Herz**. Zu Ende des  
 achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahr-  
 hunderts repräsentirte das Haus dieser Frau das höhere  
 gesellige Leben in Berlin. Die Coryphäen der Belle-  
 tristik wie Ramler, Engel, Moriz, später Brinkmann,  
 Friedrich Schlegel, der Componist Reichardt, der geniale  
 Schadow, junge Männer, die durch ihre geistigen An-  
 lagen und ihr reges Streben einer bedeutenden Zukunft  
 entgegen gingen, wie die beiden Humboldts, Schleier-  
 macher, Frauen, die durch Verstand und Kenntnisse  
 hervorragten, wie Dorothea Mendelssohn und Rahel  
 Levin gehörten dem Kreise an, den Henriette Herz  
 durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Liebenswürdig-  
 keit und ihre hohe Bildung um sich versammelte. Auch  
 Staatsmänner wie Graf Dohna = Schlobitten, Graf  
 Bernstorff, fremde Diplomaten, unter ihnen Mirabeau  
 flüchteten aus den steifen ceremoniellen Circeln der

Aristokratie in diesen Kreis der Intelligenz. Man las Trauer- und Schauspiele mit vertheilten Rollen, Voltaire und die italienischen Dichter, man kritisirte die neusten Erzeugnisse der Kunst, beschäftigte sich viel mit der französischen und italienischen Sprache. Als mit Schiller und Göthe in der deutschen Literatur eine neue Epoche erblühte, ward auch dieser Kreis von einem neuen Geist angefaßt, und drängte in der Freude an den deutschen Meisterwerken die ausländische Poesie mehr in den Hintergrund.

Das für Preußen so unglückliche Jahr 1806 zerstörte dieses gefellige Leben. Obgleich Henriette Herz immer wenig Interesse an der Politik genommen, war sie doch längst vor dem Ausbruch des Krieges von den traurigsten Ahnungen erfüllt gewesen. Sie selbst schreibt darüber in ihren Erinnerungen: \*) „Es war damals an jedem Sonntag Nachmittag im Schloßgarten zu Charlottenburg Militairmusik, während welcher die königliche Familie sich entweder an den Fenstern des Schlosses zeigte oder auf der Terasse desselben spazierte. Ich ging an diesem Tage nie dorthin, selbst nicht wenn ich meinen Sommeraufenthalt in Charlottenburg hatte. Aber an dem Sonntage des Herbstes 1806, dem Vorabend des Tages, an welchem der König und

---

\*) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. S. 57.

die Königin zur Armee abreisen wollten, trieb es mich gewaltfam hin. Mir war als ob das schöne edle Königspaar an einem verhängnißvollen Wendepunkt seines Geschickes stünde, und als müßte ich es zuvor noch einmal in aller Glorie eines ungetrübten Glanzes sehen. Ich hatte nie geglaubt, daß die Königin mich von Ansehen kenne. Wie überrascht war ich nun, ja wie bewegte es mich bei der Stimmung, in welcher ich mich befand, als sie, im Begriff in's Schloß zurückzukehren, auf der Terasse nahe bei mir vorübergehend, mir mit ihrer wunderbar klangvollen Stimme zurief: „Adieu, Madame Herz!“ Sie schien so heiter, sie schien so gar keine Ahnung von der Wichtigkeit des Augenblicks zu haben! — Mir aber blieb das „Adieu!“ lange in bedeutungsvollem Andenken.“

Das Unglück des Vaterlandes beugte Henriette Herz tief, und zu diesem Kummer gesellten sich noch, durch die zerrütteten Geldverhältnisse des Staats, das Sinken der Papiere und die Zahlungsunfähigkeit der Wittwenkasse, drückende Nahrungsjorgen für sie selbst. So theuer ihr die Heimath war, ging sie doch mit dem Plan um, sich in Rußland oder Frankreich einen Wirkungskreis zu schaffen. Sie wandte sich deshalb an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom aufhielt und war schon gewillt einer von Paris aus an sie ergangnen Aufforderung: die Erziehung der Nichte Joachim Murat's späteren Königs von Neapel

zu leiten, Folge zu leisten, als man das Verlangen an sie stellte, ihren Namen umzuändern, weil er den Franzosen nicht geläufig auszusprechen sei. Doch einen mit Ehren geführten und von ihrem Gatten ihr überkommenen Namen konnte sie abzulegen sich nicht entschließen. Diese Bedingung und ein Brief Wilhelm von Humboldts, in dem er ihr unter anderm schrieb: „Ihr Plan nach Rußland oder Frankreich schmerzt mich vorzüglich, und gefällt mir ganz und gar nicht. Ich möchte Sie Deutschland erhalten, wieder nur Deutsche könnten Ihren Werth in jenen Landen erkennen, und sollten wir, nachdem schon so viel verloren gegangen, auch noch die besten Menschen verlieren?“ bestimmten sie dazu den Antrag abzulehnen und so blieb sie ihrem Vaterlande erhalten.

Nach langer Abwesenheit von Berlin, während welcher Zeit sie auf dem Gut einer ihr befreundeten Familie gelebt, wo sie den Unterricht der Kinder geleitet, kehrte Henriette Herz, nachdem auch die Franzosen die Hauptstadt Preußens geräumt, dorthin zurück. Ihre Vermögensverhältnisse, wenn auch weit entfernt glänzend zu sein, gestalteten sich doch günstiger. Wieder sammelte sich ein Kreis der bedeutendsten Persönlichkeiten um diese Frau. Aber das gesellige Leben trug nun einen andern Charakter. An die Stelle der geistreichen Conversation und des heiteren Tons trat tiefer Ernst und ein gebiegeneres Wesen, wie die schwere

Zeit erforderte. Während ehemals die schöne Literatur und die verschiedenen Zweige der Kunst den Stoff zur Unterhaltung geliefert, nahmen jetzt die politischen Verhältnisse jedwedes Interesse für sich in Anspruch. Sonst hatte man sich für Alles, was sich in der ganzen Welt, vorzugsweise im Bereich der Wissenschaft und Kunst ereignete, interessiert, jetzt war Denken und Sinnen nur auf das Vaterland und alles was deutsch war, gerichtet.

Die Gelehrten, ehemals in völliger Abgeschlossenheit von der Welt, nur ihrer Wissenschaft lebend, wurden durch das Unglück des Vaterlandes aus ihrer Theilnahmlosigkeit aufgerüttelt. Aus tiefer Zurückgezogenheit traten sie hervor, durch Rede und Schrift das Volk für Freiheit und Recht begeisternd, und diese Männer waren Freunde von Henriette Herz. Unter ihnen Schleiermacher, der von Halle nach Berlin gekommen war, und, wie Steffens sagt: „die kühne Gesinnung unterhielt, die entschlossen war, nicht bessere Zeiten bloß unthätig zu erwarten, sondern auch, wo sich die Gelegenheit darbot, durch die That herbei zuführen,“ auch Wilhelm von Humboldt, der durch Errichtung der Universität, durch Hebung des Volksunterrichts, überhaupt durch die geistige und sittliche Erstarkung der Nation ihr die Kraft verleihen wollte, sich selbst von der Knechtschaft zu befreien. Henriette Herz

erzählt uns:\*) „Die Gesellschaft bildete sich von Neuem. Außerlich durch Elemente, welche von denen der früheren nicht sehr abweichend erschienen, dem Wesen nach doch sehr abweichende. An die Stelle jener glänzenden, halb übermüthigen, halb sentimental, halb leichtsinnigen, halb über jede ihrer eigenen Stimmungen so wie die ihrer schönen und geistreichen Freundinnen grübelnden Militairs, traten ernste kenntnißreiche, über die Rolle welche ihnen in dem großen Drama zufallen mußte, denkende Krieger; Beamte à la Bentz machten weniger geistreichen, aber um so gesinnungstüchtigeren Platz; auch die Frauen fingen an den früheren esprit mit Geist und Gesinnung zu vertauschen, und bemerkten, daß sie dadurch nicht an Geltung verloren; ästhetische Genüsse wurden bald heitere, bald anregende, bald sogar erhebende Begleiter der Gesellschaft ohne wie früher die Herrschaft über diese zu beanspruchen, und zuletzt leitete meist alle Conversation unwiderstehlich auf die Hoffnung einer Machtstellung und Größe des Vaterlandes wie sie auf den schönsten Blättern seiner früheren Geschichte verzeichnet waren, einer diesmal doppelt beglückenden Hoffnung, weil Macht und Größe dann nicht aus dem Durst nach Gewinn und Ruhm, sondern nach der

---

\*) U. a. D. S. 318.

Wiedererlangung der heiligsten Rechte eines Volkes hervor gegangen waren.“

In dem Kreise, der sich um Henriette Herz versammelt, wurde nicht allein das Geschick des Vaterlandes tief beklagt, sondern die Mittel und Wege zu seiner Wiederaufrichtung erörtert. Und als Preußen von seinem tiefen Fall zu kühner Thatkraft sich ermannte, als die Freiheit des Bürgerthums erblühte, Berlin durch Errichtung der Universität eine Pflanzstätte der Wissenschaft ward und die thatenlustige opferfreudige Jugend sich zum heiligen Kampf rüstete, sah sich Henriette Herz von allen diesen neuen Elementen umgeben. Mit Stolz blickte sie auf diese Jünglinge, die edelste Blüthe des preußischen Volks, und manches gewichtige Wort sprach sie, die bedeutende Frau zu diesen Jünglingen und wußte sie für ihren erhabnen Beruf nur noch höher zu begeistern.

Da die Männer in den Krieg gezogen, erscholl der Mahnruf an die Frauen: nehmet Euch der Verwundeten und Kranken, der Wittwen und Waisen an. Und Henriette Herz folgte diesem Ruf. Ihr Biograph erzählt uns über ihre Wirksamkeit:\*)

„Das Jahr der Entscheidung der Schicksale Europa's war endlich gekommen. Henriette Herz gehörte in dieser verhängnißvollen Zeit zu den Frauen, welche

---

\*) Leben und Erinnerungen. S. 66. 67.



dem Vaterlande leisteten was ein Weib ihm nur zu leisten im Stande war. Sie scheute um zu helfen nicht die Annäherung an die Verwundeten und Sterbenden, noch die typhusgeschwängerte Luft der Hospitäler, und ihre Wirksamkeit konnte sich um so zweckmäßiger, ja für ihre Genossinnen in den schönen Werken der Liebe gewissermaßen maßgebend gestalten, weil Keil, welcher die Oberleitung der Lazareths auf dem linken Elbufer übernommen hatte, ihr Freund war und ihrer Thätigkeit die förderlichste Richtung gab. — Söhne hatte sie dem Vaterlande nicht zu bieten, aber mit Stolz und Genugthuung sah sie alle drei Söhne einer ebenfalls einem Arzte — dem Dr. Herz in Prenzlau — verheiratheten Schwester, deren jüngster fast noch Kind war, freiwillig in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger treten. Und als der älteste derselben in Folge eines Sturzes mit dem Pferde in der Schlacht bei Großbeeren eine höchst gefährliche Verletzung des Beines davontrug, wurde die besondere und aufopfernde Pflege, welche sie ihm in dem langwierigen Uebel widmete, ihr nicht ein Anlaß sich den übrigen Leidenden weniger hinzugeben, die Leiden des ihrem Herzen so nahe Stehenden steigerten vielmehr ihr Mitgefühl für alle übrigen. —

Sie selbst sagt über diese Periode in ihren „Erinnerungen:“\*)

---

\*) N. a. D. S. 321.

„Ich erzähle nicht von den Zeiten der Freiheitskriege, und wie Mann und Weib, Alt und Jung, Arm und Reich seine Pflicht that, und vielfach noch weit über diese hinaus, und mit welcher Freudigkeit. Die Geschichte weniger Völker dürfte von einer Epoche zu berichten haben, in welcher sich so schwungvolle Begeisterung mit so viel klarer Besonnenheit, so heldenmüthige Aufopferung mit so bescheidener Anspruchslosigkeit gepaart hätte. Und fast jeder der Zeitgenossen müßte das Gefühl haben, daß er diese letztere aufgebe, wollte er in die Einzelheiten dessen eingehen, was er damals mitwirkte und mitlitt. War ja doch der Lohn so groß, daß er über Mühen und Leiden hinaus hob.“ —

Als die Kriegsnoth glücklich überwunden, ward auch die Geselligkeit wieder neu belebt. In dem Kreise dessen Mittelpunkt Henriette Herz bildete und in welchem ehemals der Verfall des Vaterlandes am schmerzlichsten empfunden, auf einen Umschwung auf's Eifrigste hingearbeitet worden war, fühlte man sich durch die glorreichen Thaten der preussischen Armee und das glückliche Endziel am mächtigsten gehoben. Als Henriette Herz nun ihr Vaterland vom Druck der französischen Gewaltherrschaft befreit, zu Macht und Herrlichkeit erblühen sah, verlor sie das Interesse an der Politik und wandte ihren ganzen Sinn wieder den Wissenschaften und Künsten zu. Ihre Zirkel waren

wie ehedem nur der Herrschaft des Geistes, der die Geselligkeit verherrlicht, und den Muses geweiht. Nur einem Gefühl, das unter dem Joch der Fremdherrschaft sich in Aller Brust mächtig entwickelt hatte: der Liebe zum Vaterlande, blieb sie treu — treu mit der ganzen Kraft ihres tieffühlenden Herzens — bis an das Ende ihres Lebens.

---



## Kapitel XIV.

### Der Louisen-Orden.

Unter dem 3. August 1814 erschien folgende Cabinets-Ordre zur Stiftung des Louisen-Ordens für Mädchen und Frauen:

„Wir Friedrich Wilhelm ꝛc.

Als die Männer unserer tapferen Heere für das Vaterland bluteten, fanden sie unter der pflegenden Sorgfalt der Frauen Labfal und Linderung. Glaube und Hoffnung gab den Müttern und Töchtern des Landes die Kraft, die Besorgniß um die Ihrigen, die mit den Feinden kämpften und den Schmerz um die Verlorenen, durch ausdauernde Thätigkeit für die Sache des Vaterlandes zu stillen, und ihre wesentlichen Hilfsleistungen für den großen Zweck wurden nirgends vermißt. Unmöglich ist es diese Handlungen des stillen Verdienstes bei Allen öffentlich zu ehren, die ihr Leben damit schmücken, aber Wir finden es gerecht, Denjenigen unter ihnen eine Auszeichnung zu verleihen, deren Verdienst besonders anerkannt ist.“

Die Zahl der Damen, die den hierauf gestifteten Louisen-Orden erhalten konnten, war auf ein Hundert

beschränkt. Das Capitel zur Auswahl der Würdigen bestand aus vier Frauen, unter dem Vorsitz der Prinzessin Wilhelm, (Marianne) der Staatsminister Gräfin von Arnim, der Generalin von Boguslawsky, der Frau des Kaufmanns Welper und der Wittve des Bildhauers Eben.

Auf Vorschlag dieses Capitels wurden zu Damen des Louisen-Ordens ernannt:

Zuerst die Dame des Capitels, dann die Oberhofmeisterin Gräfin von. Voß, Frau von Bassewitz, Fanquignon, Fichte, Herzbruch, Hotho, von Knobloch, von Podewils, Rhode, von Sobbe, von Trotsche, Unger, von Winzingerode, Baronin von Hagen.

Jetzt war die Theilnahme der Frauen und Mädchen an der großen Arbeit des Vaterlandes vollendet und dankbar anerkannt. Der Kriegslärm war verstummt und die Dichtung brachte ihr

### • Danklied an die deutschen Frauen.

Ihr musftet Eure Theuren missen,  
 Vom Herzen wurden sie gerissen.  
 Der Mann der schützend bei Euch stand,  
 Die Eure treue Brust gesogen,  
 Die Ihr mit Sorgen groß gezogen,  
 Ihr gabt sie hin dem Vaterland.

Gabt ihnen Binden für die Wunden,  
 Und weihet Eure Arbeitsstunden  
 Dem Zartgefühl der Menschlichkeit;

Und die da blutend wiederkamen  
Die fragtet Ihr nicht nach den Namen,  
Zur Hilfe waret ihr bereit.

Euch fand man in den Lazarethten,  
An Freund und Feindes Sterbebetten  
Gleich Engeln Gottes tröstend steh'n.  
Euch selbst die Ruhe zu versagen  
Wie Bienen Linderung zugetragen,  
Dazu war Eu'r Geschlecht erseh'n.

Ihr kamt auf tausendfachen Wegen  
Der namenlosen Noth entgegen,  
Ihr heiltet, wo der Krieg auch schlug,  
Und wick't selbst da nicht von der Stelle,  
Wo man von des Entsetzens Schwelle  
Die Eurigen zu Grabe trug.



Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

---

**Daniel, Prof. Dr. H. A.** (Prof. u. Insp. adj. am Königl. Pädagogium in Halle), **Zerstreute Blätter.** Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts. 1866. 19 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr.

— — **Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichts-**  
**anstalten.** 1867. 18. verbess. Aufl. 31 Bog. 8. 15 Sgr.

**Die göttliche Komödie des Dante Alighieri** übersezt und erläutert von L. G. Blanc. Mit einem Bildniß Dante's in Kupfer gest. von Prof. J. Thäter. 1864. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr., eleg. in rothe Leinw. geb. 2 Thlr., in Goldschnitt 2 Thlr. 10 Sgr.

**Die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle.** Festschrift zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages, herausgegeben von dem Directorium der Francke'schen Stiftungen. Mit dem Portrait Francke's, gest. von M. Voigt, zwei Holzschnitten, sechs Ansichten der Stiftungen in Stahlstich und dem Grundriß derselben in Farbendruck. 1862. 19 Bog. gr. 8. eleg. cart. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Die Geschichte der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle,** von D. Bertram. Mit dem Portrait des Freiherrn von Canstein. 1862. 6 Bog. gr. 8. geh. 10 Sgr.

**Echtermeyer, Th., Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen.** 15. Aufl. Nach R. S. Pieder's Tode herausgegeben von Dr. Fr. A. Eckstein. 1867. 59 Bog. gr. 8. cart. 1 Thlr. 10 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 20 Sgr.

**Herzberg, Prof. Dr. Gust., Geschichte Griechenlands** unter der Herrschaft der Römer. Nach den Quellen dargestellt. Erster Theil: Von Flamininus bis Augustus. 1866. 35 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Rramer, Dr. G.,** (Director der Francke'schen Stiftungen.) **Beiträge zur Geschichte Aug. Herm. Francke's,** enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's. Mit einem Bildniß A. H. Francke's und zwei Facsimiles. 1861. 31 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

— — **Carl Ritter.** Ein Lebensbild nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt. Erster Theil. Nebst einem Bildniß Ritters. 1863. gr. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.



**Lucae, Dr. Karl** (Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur a. d. Univerſ. Halle), über **Schillers Wilhelm Tell**. Ein Vortrag. 1865. 2 $\frac{1}{2}$  Bog. 8. geh. 5 Sgr.

**Martin, Ernst, König Dietrich von Bern und seine Genossen**. Nach der Thidrekſaga erzählt. 1867. 12 Bog. 8. cart. 20 Sgr. eleg. geb. 25 Sgr.

**Masius, Prof. Dr. H., Deutsches Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten**. 1. Theil. Für untere Klassen. 4. Aufl. 1866. 38 Bog. gr. 8. geh. 25 Sgr. 2. Theil. Für mittlere Klassen. 3. Aufl. 1864. 34 Bog. 1 Thlr. 3. Theil. Für obere Klassen. 1867. 44 Bog. 1 Thlr. 10 Sgr.

**Blaise Pascals Gedanken über die Religion nebst Briefen und Fragmenten verwandten Inhaltes**. Für die Gebildeten unserer Zeit bearbeitet von Dr. Friedr. Merſchmann. 1865. 31 $\frac{1}{2}$  Bog. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr.

**Pestalozzi, H., Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk**. Mit einem Portrait Pestalozzi's. 1867. cart. 16 Bog. geb. 12 Sgr. eleg. geb. 18 Sgr.

**Peter, Rector Prof. Dr. Carl, Geschichte Roms in 3 Bänden**. Zweite größtentheils umgearb. u. verb. Auflage.

I. Band. **Bis zu den Gracchischen Unruhen**. 1865. 36 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

II. " **Bis zum Sturze der Republik**. 1866. 34 Bog. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

III. " **Rom unter den Kaisern**. (1. Abth. Bis zum Tode Neros i. J. 68 n. Chr.) 1867. 25 Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr.

**Pressensé, Edm. v., Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk**. Autorisirte deutsche Ausgabe von Eduard Fabarius. 1867. 32 $\frac{1}{2}$  Bog. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr. eleg. geb. 1 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$  Sgr.

**Pröhle, H., Märchen für die Jugend**. Mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. cart. 20 Sgr.

**Sievert, Auguste, Drei Erzählungen für Kinder von 9—13 Jahren**. 1864. 11 Bog. 8. cart. in illustr. Umschlag 20 Sgr.

**Stadelmann, Heinrich, Sionsgrüße, eine Auswahl altchristlicher Hymnen und Lieder, aus dem Lateinischen überſetzt**. 1864. 5 Bog. 16. eleg. cart. 10 Sgr.



